**Zeitschrift:** Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
**Herausgeber:** Gesellschaft Schweizer Monatshefte
**Band:** 77 (1997)
**Heft:** 9

**Rubrik:** Dossier : Lateinamerika - Aufbruch und Erbe

**Nutzungsbedingungen**
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

**Conditions d'utilisation**
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

**Terms of use**
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

**Download PDF:** 01.07.2025

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch**

**Rodolfo H. Terragno,** *Abgeordneter in der Cámara de Diputados de la Nación der Republik Argentinien. Der Beitrag ist die überarbeitete Übersetzung eines Vortrags, der 1994 im Rahmen eines Seminars der Friedrich-Naumann-Stiftung über Privatisierung an der Academica Internacional Liberdade e Desenvolvimento in Sintra (Portugal) gehalten worden ist. – Aus dem Englischen übersetzt von Beatrice Bissoli.*

# Privatisierung, Monopol und Korruption

## *Erfahrungen in Argentinien*

*Politiker mit einer dogmatischen Ausrichtung betrachten die Privatisierung als entweder grundsätzlich gut oder grundsätzlich schlecht. Privatisieren bedeutet soviel wie verkaufen, und ungerechte, raubartige Privatisierung setzt Präjudizien, die soziale, politische und damit letztlich auch wieder ökonomische Rückkoppelungen haben können. Sie liefert Argumente für die spätere Korrektur (Restitution an die «gerechten» Anspruchsberechtigten) oder ungute Vorbilder für Redistributionen, wodurch der Wert der Eigentumsrechte geschmälert wird.*

Wer etwas verkaufen will, muss zuerst einmal wissen, *warum* er *was wann* verkauft, was auch bedeutet, dass er wissen muss, warum, was und wann er allenfalls *nicht* verkauft. Er sollte auch den Marktwert des zu verkaufenden Objektes und den Schwellenwert kennen, den ein Angebot erreichen muss, damit es den Zuschlag erhält.

Wenn es sich um Kreditverkäufe handelt oder wenn ein Verkäufer nicht die ganze Sache, sondern nur einen Teil davon verkaufen will, müsste er auch wissen, *wer* die Käufer und wie verlässlich diese sind.

Wenn die zu verkaufende Sache eine Geschäftsbeteiligung ist und die Käufer später zu Partnern werden, dann sollte es auch im Interesse des Verkäufers liegen, deren Eignung für eine Partnerschaft einzuschätzen. Der finanzielle Hintergrund, die Sachkenntnis und die Erfahrung müssen speziell berücksichtigt werden; insbesondere wenn die Käufer die künftigen Geschäftsführer sind.

Politiker, die prinzipielle Gegner der Privatisierung sind, kümmern sich nicht darum, weshalb, wann oder wem ein bestimmter Staatsbetrieb verkauft werden soll. Sie betrachten den Verkaufsakt an sich als eine Schädigung des nationalen Vermögens und als eine Schwächung der Regierungsmacht. Das einzige Detail, das sie zu diskutieren bereit sind, ist der Preis – den sie stets unweigerlich als zu niedrig betrachten.

Politiker, die prinzipielle Befürworter der Privatisierung sind, legen bezüglich all der genannten grundsätzlichen Fragen oft die genau gleiche Nachlässigkeit an den Tag – mit einer Ausnahme. Sie fragen sich nicht ernsthaft, was zu welchem Zeitpunkt zu welchem Preis wem zu verkaufen sei. Sie sind gerne bereit, jeden Staatsbetrieb zu verkaufen – auf der Stelle, irgendeinem, der den höchsten Preis bietet.

Die einzige Frage, auf die sie mit gut überlegten Gründen antworten werden, ist: *Warum?* Ihre Gründe werden jedoch selten allzu gut sein. Sie werden sagen, privat sei schön. Sie werden vorbringen, die Privatisierung werde den – durch unrentable Staatsbetriebe verursachten – Steuerdruck stoppen. Sie werden darauf hinweisen, dass der Ertrag für die Staatskasse eine Hilfe sein wird. Doch dies reicht nicht aus.

Vielleicht hätten die Regierungen überhaupt gar keine Betriebe übernehmen sollen. Doch da sie es nun einmal getan haben, ist das Divestment die grosse Chance, Wachstum, Technologie und Effizienz zu fördern. Durch die Privatisierung öffentlicher Versorgungs- und anderer Betriebe kann eine Regierung sowohl Konkurrenzfähigkeit, Investitionen, Forschung und Entwicklung fördern als auch für

ein gutes Betriebsklima und ein qualitativ hochstehendes Management sorgen.

Bei dieser Zielsetzung wird nicht Gewinnmaximierung die höchste Priorität sein; der Meistbietende ist nicht unbedingt der ideale Käufer, und rasches Handeln ist nicht das Haupterfordernis für den Privatisierungsvorgang.

Es gibt einige Dinge, denen eine Regierung Rechnung tragen müsste, damit die Privatisierung zu einer Wachstumschance und zu Herausbildung und Steigerung von Effizienz werden kann.

### *Erstens: Konkurrenz vs. Monopole*

Die Maxime «Konkurrenz wo möglich, Regulierung wo nötig» muss befolgt werden. Natürliche Monopole (Elektrizität, Gas, Telefon und alle anderen Dienstleistungen, die auf einem physischen Netzwerk beruhen) rufen nach Regulierung. In ihrem Fall wäre Konkurrenz nicht wünschenswert: Sie würde nur auf unwirtschaftliche oder nicht einmal lebensfähige Parallelbetriebe hinauslaufen und die Kosten hochtreiben.

Ein eigentlicher Ausführungsplan muss der Reprivatisierung eines natürlichen Staatsmonopols vorausgehen. Eine durch eine effiziente Ausführungsbehörde bewerkstelligte Regelung kurbelt den Wettbewerb an. Eine Preis- und Qualitätskontrolle sowie die Durchsetzung von Investitionsplänen und Überwachungsvorkehrungen gegen Marktmissbrauch sind erforderlich, um den Konsumenten vor Ausbeutung zu schützen.

Wie von *E. S. Savas* hervorgehoben («The Key to Better Government», 1987), *«erfordert die Einführung des Wettbewerbs eine bewusste Strategie zur Schaffung von Alternativen und zur Förderung der Akzeptanz und einer Einstellung, welche dem Bürger als Benützer öffentlicher Dienste Wahlmöglichkeiten zugesteht. Im Dienstleistungsbereich sind Optionen wesentlich».* Regierungen, die versuchen, die Einkünfte zu maximieren, können interessierten Käufern Monopolrechte garantieren. Als ich 1987 Minister wurde, hatte Argentinien zwei inländische Fluggesellschaften, doch gehörten beide dem Staat. Ein Zusammenschluss war projektiert, bei dem die grössere Gesellschaft (Aerolineas) die kleinere (Austral) verschlingen sollte. Ich stoppte diesen Plan und privatisierte Austral, dann leitete ich eine Übereinkunft in die Wege, bei der SAS einen 40-Prozent-Anteil von Aerolineas erwerben und für das Management verantwortlich sein sollte. Wir waren auf dem Weg zur Schaffung einer äusserst wettbewerbsfreundlichen Lösung.

*Ein Kosmonaut grüsst Juanito Laguna, von Antonio Berni. Das Symbol unseres elektronischen und spazialen Zeitalters beunruhigt das Dasein der Kinder in der Pampa in keiner Weise.*

Im Jahre 1989 weigerte sich eine neue Regierung dann, die Vereinbarung mit SAS anzuerkennen und rief für Aerolineas zu internationalen Angeboten auf. Sie erhielt ein einziges Angebot, das von einer zu Iberia gehörenden Gruppe stammte,

und erkannte ihr Aerolineas zu. Bald sollte die neue Regierung Iberia gestatten, Austral zu übernehmen. Die Folge davon war wieder ein De-facto-Monopol mit überhöhten Inlandtarifen. Unrentable Routen wurden gar nicht mehr bedient und Flüge wurden oft neu angesetzt, damit keine Flugzeuge mit nur wenigen Passagieren starten mussten. Unabhängig davon, ob die Gesellschaft staatlich oder privat geführt ist: wenn sie eine Monopolstellung einnimmt, werden sowohl die Benützer als auch die nationale Konkurrenzfähigkeit darunter leiden.

Entmonopolisierung ist wichtiger als Privatisierung. Mein erster Beschluss als Minister war, ein Dekret zu erlassen (1842/87), um damit der grossen Zahl von Monopolen, über welche die Regierung verfügt hatte, ein Ende zu setzen. Mein Privatisierungsplan sah grösstmöglichen, mit einem kosteneffektiven Service kompatiblen Wettbewerb oder eine entsprechende Regulierung vor.

### Zweitens: Selektion vs. Auktion

Partner müssen ausgewählt werden. Der Meistbietende kann der am wenigsten geeignete sein. Die Öffentlichkeit zu einem Angebot aufzufordern ist dann sinnvoll, wenn man etwas loswerden will und es einem gleichgültig ist, wer etwas kauft und wozu und wenn man einfach den höchstmöglichen Preis erzielen will.

Dies ist nicht der Fall bei einer Regierung, die einen öffentlichen Dienstleister sucht. Selbst im Falle eines totalen Divestments ist der Käufer eines öffentlichen staatlichen Dienstleistungsbetriebs eine Art Partner der Regierung. Es ist Pflicht der Regierungen, der Öffentlichkeit wesentliche Dienstleistungen zur Verfügung zu stellen; die Anbieter solcher Dienste sind als Partner der Regierung zu betrachten. Sie müssen selektioniert werden.

Nicht einmal der Wert der Unternehmung kann ohne sorgfältige Auswahl sachgerecht eingeschätzt werden. Der Wert einer öffentlichen Dienstleistungsgesellschaft, der nicht heraufgetrieben werden kann, hat wohl wenig mit deren festen Aktiven zu tun, sondern viel mehr mit dem errechneten Wert zukünftiger Gewinne. Dieser wird je nach Käufer variieren und davon abhängen, wie ihr eigener Markt oder ihre eigene Erfahrung mit jener der verkauften Gesellschaft harmonieren wird und vom strategischen Plan, den diese Käufer mit der Regierung zu vereinbaren bereit sind.

*Selbst im Falle eines totalen Divestments ist der Käufer eines öffentlichen staatlichen Dienstleistungsbetriebs eine Art Partner der Regierung.*

*Privatisierung kann ein Weg dazu sein, Monopole zu brechen und eine offenere Gesellschaft zu schaffen. Sie kann aber auch Monopole und Korruption fördern.*

### Gute und schlechte Erfahrungen

Im Jahr 1988 verkaufte ich 40 Prozent von Argentiniens Telefongesellschaft an die spanische Telefónica. Der Verkauf bedurfte der Genehmigung durch den Kongress, es gelang uns aber nicht, diese zu bekommen. Dann kam 1989 eine neue Regierung, und diese beerdigte das Vorhaben. Sie lancierte stattdessen einen internationalen Aufruf an eine potentielle Käuferschaft. Als Folge davon war nun Telefónica selbst in der Lage, Telefonaktien zu einem wesentlich niedrigeren Preis zu kaufen und bekam die offizielle Bewilligung, doppelt so hohe Kurse zu verlangen als sie mit mir vereinbart worden waren: Hohe Kurse waren ein Anreiz, der zu Angeboten verlockte und damit den Aufruf vor dem Scheitern bewahrte. Dieses Tender-Angebot bewirkte eine Vervielfachung der Firmenrendite, brachte aber den Kunden nur Nachteile.

Dadurch, dass sie eine Ausschreibung ankündigt, übernimmt die Regierung eine passive Rolle und verpflichtet sich, im möglicherweise kleinen Kreis der Anbieter, die dem Aufruf folgen, den Meistbietenden zu wählen. Ein Vorgehen in zwei Schritten: der erste, welcher der Regierung ermöglicht, die bestqualifizierten Anbieter in die engere Wahl zu ziehen, reicht nicht aus, um dieses System des Abwartens zu rechtfertigen. Ausschreibungsangebot sind annehmbar im Falle von Aktienemissionen, hingegen geht die Firmenleitung gewöhnlich nicht mit den Aktien auf den Markt.

In Grossbritannien wurde die Emission staatlicher Papiere meistens mit der Schaffung von Spezialaktien der betreffenden Unternehmung verbunden, die von der Regierung gehalten wurden und ihr übergeordnete Vollmachten bezüglich Eigentumsverhältnis, Kontrolle oder Verfügung über die Aktiven gaben (*Robert Fraser*, Hg., «Privatisation: The UK Experience and International Trends», 1988).

In Frankreich bestimmte die Regierung unter Premierminister *Chirac* (1986), dass

ein wesentlicher Anteil des zu übertragenden Aktienkapitals (bis zu 25 Prozent) bei einem Kerninvestor privat plaziert werden musste (*Robert Fraser,* op. cit.).

Der Verkauf eines ganzen Unternehmens an den Meistbietenden ist bezeichnend für die übereilten, unprofessionellen, auf das schnelle Geld ausgerichteten Privatisierungen, wie sie in Argentinien durchgeführt werden.

Das Tender-Angebot wird gewöhnlich mit seiner Transparenz gerechtfertigt. In Tat und Wahrheit ist es ein rein formeller Prozess, dessen öffentlicher Anteil sich auf die zeremonielle Eröffnung des Angebotes beschränkt. Es kann jeden Bieter zu einem Beobachter machen, doch – im besten Fall – garantiert dies eher die Rechte der Anbieter als jene der Öffentlichkeit (und schliesst die Verdunkelungsgefahr nicht aus); für korrupte Beamte ist es leichter, unter dem Schirm eines Tender-Angebotes zu handeln: Vorausgesetzt, sie erfüllen alle vorschriftsmässigen Anforderungen, überträgt ihnen das System wesentliche Verhandlungen, die dem Blick der Öffentlichkeit weitgehend entzogen sind. Verhandlungen über Kontrolle und Management (im Falle der Gründung) sowie Verhandlungen über direkte Verkäufe, die alle der Überprüfung (oder der Genehmigung) durch das Parlament unterliegen, setzen sämtliche Verhandlungsgegenstände dem Licht der Öffentlichkeit aus.

Eine vorbehaltlose Befürwortung der Privatisierung kann unter falschen Voraussetzungen nicht aufrecht erhalten werden: Sie ist kein Heilmittel gegen die Korruption.

In einigen Ländern wird argumentiert, dass Staatsbetriebe oft schwer kontrollierbare Finanzquellen sind, die – oft in raschem Wechsel von Politikern geführt – als eine Art politische «Kriegsbeute» oder Kompensation missbraucht werden und dass sie schliesslich den politischen Kampagnen dienen.

*Der Meistbietende ist nicht unbedingt der ideale Käufer, und rasches Handeln ist nicht das Haupterfordernis für den Privatisierungsvorgang.*

Wo immer dies der Fall ist, wird auch eine Privatisierung die Dinge nicht grundsätzlich zum Besseren wenden. Ausplünderung, Günstlingswirtschaft oder Insider-Handel können das Hauptmotiv des ganzen Reprivatisierungs-Prozesses sein. Man kann die Zuständigen bestechen, um sie den Fehlern gegenüber blind zu machen, und man kann alles arrangieren: von einem künstlich tiefen Preis für die Akten bis zu künstlich hohen Tarifen, die dem Kunden belastet werden.

Privatisierung ist kein Wundermittel gegen Korruption und auch nicht unbedingt der Schlüssel zum Wirtschaftwachstum. Ich habe in Argentinien engagiert für Privatisierungen gekämpft, und ich glaube immer noch, dass die Privatisierung eine ausgezeichnete Gelegenheit ist, um eine bessere Regierung mit mehr Effizienz und einem besseren Leistungsangebot zu haben. Wie alles andere im Leben kann jedoch die Privatisierung fachmännisch und sachgemäss – oder aber unsachgemäss – durchgeführt werden. Dies mag wie eine Binsenwahrheit klingen, doch vergessen es zu viele Regierungen und verfallen dem Glauben, die Privatisierung als solche sei entweder gut oder schlecht, unabhängig davon, wie sie durchgeführt wird. Dies ist nicht richtig. Privatisierung kann ein Weg dazu sein, Monopole zu brechen und eine offenere Gesellschaft zu schaffen. Sie kann aber auch Monopole und Korruption fördern. Wer erfolgreich privatisieren will, muss einen dogmatischen Ansatz vermeiden, die richtigen Ziele setzen (mehr Wettbewerbsfähigkeit, mehr Investitionen, mehr Technologie, mehr Qualität) und versuchen, die grundsätzlichen Fragen (was, wann, wie) zu beantworten, bevor konkrete Massnahmen ergriffen werden. ✦

SPLITTER

*Liberale wollen Markt und Wettbewerb in der Wirtschaft ebenso wie den Markt der Meinungen, den Wettbewerb der Ideen und die Vielfalt der Lebensformen in der Gesellschaft.*

*Programm der bundesdeutschen F.D.P., Wiesbaden 1997.*

# Reform der Altersversorgung am Beispiel Chile

**José Piñera,**
*Dr. oec., ist Präsident des Internationalen Zentrums für Rentenreform und Mitvorsitzender des Cato-Projekts zur Privatisierung der Sozialversicherung in Washington, D.C. Von 1978 bis 1980 war er als Minister für Arbeit und soziale Sicherheit für die Privatisierung der Altersversorgung in Chile verantwortlich.*

*Erhöhte Lebenserwartung und sinkende Geburtenziffern haben auch in Chile das auf dem Umlageverfahren basierende Prinzip der Rentenversicherung an den Rand des Bankrotts geführt. Aber schon 1980 hat Chile als revolutionäre Neuerung auf ein Vorsorgesystem umgestellt, dessen Grundlage private Rentensparkonten mit Kapitaldeckung sind.*

Das chilenische Experiment der Umstellung des Rentensystems verdient weltweit Beachtung. Heute, 17 Jahre danach, sprechen die Ergebnisse für sich. Die Leistungen des neuen, privaten Systems liegen jetzt bereits zwischen 50 bis 100 Prozent höher als die nach dem früheren Umlagesystem gezahlten Renten, je nachdem, ob es sich um Alters-, Erwerbsunfähigkeits- oder Hinterbliebenenrenten handelt. Das von der privaten Rentenversicherung verwaltete Vermögen beläuft sich auf 25 Milliarden Dollar, das entspricht etwa 40 Prozent des chilenischen Bruttosozialprodukts von 1995. Die Privatisierung der Rentenversicherung hat sowohl den Kapital- als auch den Arbeitsmarkt funktionstüchtiger gemacht und ist damit massgeblich daran beteiligt, dass die Wachstumsrate der chilenischen Wirtschaft von ihrem historischen Wert von drei Prozent pro Jahr nunmehr im Durchschnitt der letzten zwölf Jahre auf 6,5 Prozent gesteigert werden konnte. Auch ist es eine Tatsache, dass die Sparquote seit dem Inkrafttreten dieser Reform auf 27 Prozent des Bruttosozialprodukts angewachsen ist, während die Arbeitslosenquote mittlerweise nur noch fünf Prozent beträgt.

Noch wichtiger als diese aussagekräftigen Zahlen aber ist die Tatsache, dass die Renten nun nicht mehr Angelegenheit und Spielball der Politik sind. Mit dieser Entpolitisierung hat der einzelne die Möglichkeit erhalten, sein eigenes Leben auch im Hinblick auf seine Altersvorsorge mündiger zu gestalten. Die Zukunft der Renten hängt nunmehr vom Verhalten des einzelnen und von der von ihm mitbeeinflussten Entwicklung der Märkte ab.

Drei andere Länder Lateinamerikas sind mittlerweile dem erfolgreichen Beispiel Chiles gefolgt. In Argentinien (1994), Peru (1993) und Kolumbien (1994) wurden ähnliche Reformen in Angriff genommen. In diesen nunmehr vier südamerikanischen Ländern verfügen inzwischen etwa 11 Millionen Arbeitnehmer über persönliche Konten für ihre Ruhestandsgelder.

An den Erfahrungen Chiles sind auch andere Staaten in den verschiedensten Teilen der Welt interessiert. Selbst in den Vereinigten Staaten hat eine ernsthafte Debatte über das dortige, 60 Jahre alte Rentensystem eingesetzt. Dabei wäre zu bemerken, dass das soziale Sicherungssystem der USA weltweit das grösste einheitliche Regierungsprogramm darstellt; seine Ausgaben belaufen sich jährlich auf über 350 Milliarden Dollar, mehr als der Verteidigungsetat der USA zu Zeiten des Kalten Krieges.

## Das chilenische System der Rentensparkonten

Im Rahmen des chilenischen Systems der Rentensparkonten hängt die tatsächliche Höhe des Pensionsanspruchs eines Arbeitnehmers davon ab, wieviel Geld er im Laufe seines Lebens angespart hat. Das funktioniert wie folgt: Weder der Arbeitnehmer noch sein Arbeitgeber zahlen, wie im alten System, Sozialabgaben an den Staat. Stattdessen zahlt der jeweilige Arbeitgeber monatlich zehn Prozent vom Lohn des Arbeitnehmers auf dessen eigenes Rentensparkonto ein, und das während der gesamten Lebensarbeitszeit. Diese Zehn-Prozent-Regelung gilt jedoch nur für die ersten 22000 Dollar Jahreseinkommen. Somit sinkt die «Pflichtsparquote» im Rahmen des Rentensystems in dem Umfang, in dem die Löhne mit der Wachstumsrate der Wirtschaft steigen.

Als freiwilligen Beitrag kann der Arbeitnehmer darüber hinaus monatlich weitere zehn Prozent seines Lohnes auf sein

*Dieser Beitrag basiert auf einem Vortrag, der an einer Veranstaltung des «Frankfurter Instituts» am 12. Mai 1997 in Hamburg gehalten worden ist. Die vollständige Fassung ist abgedruckt in: Rentenreform – Lehren von draussen, Frankfurter Institut, Kleine Handbibliothek 23, Bad Homburg 1997.*

Rentensparkonto einzahlen, wobei auch diese Zahlungen steuerlich absetzbar sind. Normalerweise zahlt ein Arbeitnehmer nur dann mehr als die ursprünglichen, vom Arbeitgeber überwiesenen zehn Prozent seines Gehalts ein, wenn er entweder früher in den Ruhestand gehen oder einen höheren Pensionsanspruch erreichen möchte.

Der Arbeitnehmer kann wählen, welcher der auf dem Markt tätigen Rentenfonds-Verwaltungsgesellschaften er die Verwaltung seines Rentensparkontos anvertrauen möchte. Diese Finanzdienstleister unterliegen strenger staatlicher Aufsicht. Ihnen ist jede andere wirtschaftliche Tätigkeit untersagt, und sie sind darüber hinaus gesetzlich verpflichtet, ausschliesslich diversifizierte Wertpapiere mit geringem Risiko zu erwerben und Diebstahl oder Betrug auszuschliessen. Die Aufsicht liegt bei einer eigens dafür geschaffenen staatlichen Instanz. Der Zugang zum Rentenfonds-Markt unterliegt selbstverständlich keinerlei Beschränkungen.

Jede dieser Rentenfonds-Verwaltungsgesellschaften verwaltet praktisch einen Investmentfonds in Aktien und Obligationen. Die Investitionsentscheidungen fällt das Unternehmen selbst. In den amtlichen Vorschriften werden lediglich Grenzwerte für den maximal möglichen Anteil an bestimmten Wertpapieren sowie für die Zusammensetzung der Portefeuilles insgesamt festgelegt. Die Reform ist von ihrem Konzept her so angelegt, dass diese gesetzlichen Regelungen im Lauf der Zeit in dem Masse abgebaut werden, in dem die Erfahrung der Rentenfonds-Verwaltungsgesellschaften wächst. Es besteht keinerlei Verpflichtung dazu, Gelder in Schatzbriefe oder Regierungspapiere anderer Art zu investieren. Die Rentenfonds-Verwaltungsgesellschaft und der von ihr verwaltete Investmentfonds sind rechtlich gesehen streng getrennt. Sollte also eine Verwaltungsgesellschaft einmal scheitern, so bleibt das Vermögen der Investmentfonds, d. h. das von den Arbeitnehmern investierte Geld, davon unberührt.

Dem Arbeitnehmer steht es frei, seine Verwaltungsgesellschaft zu wechseln. Schon aus diesem Grund konkurrieren die einzelnen auf diesem Markt tätigen Unternehmen untereinander darum, wer die höchste Rendite, den besten Kundendienst oder die niedrigsten Provisionsforderungen hat. Jeder Arbeitnehmer erhält für sein Rentenkonto ein Sparbuch – sein persönliches Rentensparbuch – und alle drei Monate informiert ihn der Kontoauszug darüber, wieviel Geld er auf seinem Konto angespart und was sein Investmentfonds damit erwirtschaftet hat. Das Konto wird unter dem Namen des Arbeitnehmers geführt; es ist sein persönliches Eigentum und wird zur Zahlung seiner Altersrente verwendet, wobei auch für seine Hinterbliebenen Vorsorge getroffen ist.

*Bergbausiedlung der Sewell-Kupfermine bei Rancagua in Chile.*

*Die Leistungen des neuen, privaten Systems liegen jetzt bereits zwischen 50 bis 100 Prozent höher als die nach dem früheren Umlagesystem gezahlten Renten.*

Natürlich gehen die Vorstellungen der Menschen darüber auseinander, wie sie ihr Leben im Alter gestalten wollen. Die einen möchten möglichst immerfort arbeiten, andere wiederum können es gar nicht erwarten, in den Ruhestand zu treten, um sich ganz ihrer wahren Berufung oder ihrem Hobby widmen zu können. Im alten Umlagesystem war es nicht möglich, solchen persönlichen Präferenzen nachzugeben. Alle wurden über einen Leisten geschlagen. Höchstens über einflussreiche politische Interessengruppen und durch kollektiven Druck hätte z. B. das Rentenalter pauschal gesenkt werden können. Der einzelne mit seinen ganz persönlichen Vorstellungen zählte dabei nicht.

Demgegenüber bietet das System der Rentensparkonten dem einzelnen die Möglichkeit, seine Vorstellungen vom Leben im Alter und der dazu notwendigen materiellen Basis ganz individuell und konkret zu verfolgen. In den Filialen vieler Rentenfonds-Verwaltungsgesellschaften

stehen heute benutzerfreundliche Computer-Terminals, mit denen der Arbeitnehmer aus dem derzeitigen Kontostand und dem gewünschten Rentenalter seinen zukünftigenRentenanspruch berechnen kann. Er kann aber auch angeben, wie hoch die Rente ist, die er erwartet, und dann dem Computer die Frage stellen, wieviel er jeden Monat einzahlen muss, wenn er mit einem bestimmten Alter in den Ruhestand gehen möchte. Sobald er eine Antwort erhalten hat, bittet er einfach seinen Arbeitgeber, von seinem Gehalt den entsprechenden Prozentsatz abzuziehen und einzuzahlen. Selbstverständlich kann er auch im Lauf der Zeit die Höhe seiner Zahlung neu bestimmen, je nachdem, welchen Ertrag sein Investmentfonds erwirtschaftet. Jedenfalls kann ein Arbeitnehmer selbst bestimmen, wieviel Rente er erhalten und wann er in den Ruhestand treten möchte. Das kommt einem massgeschneiderten Anzug gleich.

*Jeder Arbeitnehmer erhält sein persönliches Rentensparbuch und alle drei Monate informiert ihn der Kontoauszug darüber, wieviel Geld er auf seinem Konto angespart und was sein Investmentfonds damit erwirtschaftet hat.*

Wenn ein Arbeitnehmer in Rente geht, kann er für gewöhnlich unter zwei Auszahlungsvarianten wählen. Zum einen kann er mit seinem Sparkapital bei einer beliebigen Lebensversicherungsgesellschaft eine Rentenversicherung abschliessen. Damit ist ihm ein an die Inflationsrate gebundenes regelmässiges Einkommen auf Lebenszeit garantiert.

Das System der Rentensparkonten ist völlig unabhängig von dem Unternehmen, bei dem ein Arbeitnehmer beschäftigt ist. Weil das System ganz auf den Arbeitnehmer und nicht auf das Unternehmen bezogen ist, kann der Arbeitnehmer sein Konto sozusagen mitnehmen. Auch kann – da das Fondskapital in börsengängigen Wertpapieren investiert werden muss – ein Rentensparkonto von Tag zu Tag neu bewertet und deswegen auch leicht von einer Rentenfonds-Verwaltungsgesellschaft zur anderen transferiert werden.

Somit wird auch das Problem der starren Bindung an den Arbeitsplatz vermieden. Da das neue System die Mobilität der Arbeitskräfte innerhalb wie ausserhalb des Landes nicht beeinträchtig, wird einerseits mehr Flexibilität am Arbeitsmarkt geschaffen, andererseits werden Einwanderer weder besonders gefördert noch besonders benachteiligt.

Zur Flexibilität gehört auch, dass immer mehr Menschen sich dafür entscheiden, jeden Tag nur ein paar Stunden zu arbeiten oder aber zeitweise ganz aus dem Arbeitsleben auszuschneiden: Letzteres gilt vor allem für Frauen und junge Menschen. Beim Umlageverfahren können dadurch das System in Bedrängnis bringende weitere Beitragslücken entstehen, die zu stopfen immer wieder zum Politikum werden kann. Beim System des Rentenkonto-Sparens hingegen stellen unregelmässige Beiträge überhaupt kein Problem dar.

### Übergangsprobleme?

Soll in einem Land, das bislang dem Umlageverfahren anhängt, das ganz anders konzipierte System der Rentensparkonten eingeführt werden, stellen sich natürlich Übergangsprobleme, deren Lösung die komplexen Gegebenheiten im jeweiligen Land zu berücksichtigen hat.

In Chile haben wir für die Übergangszeit drei Grundregeln festgelegt:

1. Die Regierung garantiert all denjenigen, die bereits eine Rente nach dem deutschen System beziehen, dass die Höhe ihrer Pensionen durch die Reform nicht beeinflusst wird. Dies ist besonders deswegen wichtig, weil die staatliche Sozialversicherung, wie oben beschrieben, natürlich von denjenigen Arbeitnehmern, die in das neue System überwechseln, keine Beiträge mehr erhält. Damit ist sie aber auch nicht mehr in der Lage, aus eigenen Mitteln weiterhin Renten auszuzahlen. Andererseits kann den Senioren in diesem Lebensabschnitt eine Änderung ihrer Bezüge oder Anwartschaften nicht zugemutet werden.
2. Jedem Arbeitnehmer, der nach dem Umlageverfahren bereits Beträge entrichtet, steht die Wahl offen, entweder im alten System zu verbleiben oder aber in das neue System überzuwechseln. Wer das alte System verlässt, erhält als «Anerkennung» eine Obligation, die seinem neuen Rentensparkonto gutgeschrieben wird. Es handelt sich hier um eine Indexanleihe mit einem Realzinssatz von vier Prozent. Diese Obligationen werden von der Regierung erst nach Erreichen des gesetzlichen Rentenalters ausbezahlt. Sie können an Sekundärmärkten gehandelt werden, um einen vorgezogenen Ruhestand zu ermöglichen. Der Wert der Anleihe entspricht der Höhe der Anwartschaften, die der Arbeitnehmer durch seine Beitragszahlungen im Umlageverfahren bereits erworben hat. Ein Arbeitnehmer, der bereits jahrelang Beiträge zur Rentenversicherung gezahlt hat, steht also bei seinem Eintritt in das neue System nicht mit leeren Händen da.
3. Wer neu auf den Arbeitsmarkt kommt, ist grundsätzlich zum Eintritt in das neue System verpflichtet. Der Zugang zum Umlageverfahren ist ihm oder ihr aufgrund der Unhaltbarkeit dieses Systems versperrt. Damit ist sichergestellt, dass

das alte System zu dem Zeitpunkt vollständig erlischt, zu dem der letzte noch darin verbleibende Arbeitnehmer das Rentenalter erreicht. Von diesem Zeitpunkt an ist die Regierung lediglich noch für eine begrenzte Zeit verpflichtet, an die Pensionäre des alten Systems Renten zu zahlen.

Neben den Arbeitnehmern profitieren auch die Arbeitgeber und damit letztlich der Arbeitsmarkt von der Einrichtung des neuen Systems. Denn im Rahmen einer Neufestlegung wurde der Arbeitgeberbeitrag zur Rentenversicherung alter Art grösstenteils den Bruttolöhnen zugeschlagen. Zwar wurde der verbleibende Rest des früheren Arbeitgeberbeitrags in Form einer befristeten Arbeitsmarktabgabe zur Finanzierung der Übergangsphase verwendet. Doch nach der im Rentenreformgesetz vorgesehenen vollständigen Abschaffung dieser Abgabe verringern sich für den Arbeitgeber die Kosten für die Einstellung eines Arbeitnehmers. Die Beiträge der Arbeitnehmer werden von dem dergestalt erhöhten Bruttolohn einbehalten. Da nach dem neuen System ein insgesamt niedrigerer Beitrag erhoben wurde, stiegen die Nettolöhne derjenigen, die sich dem neuen System angeschlossen hatten, um etwa fünf Prozent an.

Damit konnten wir auch die täuschende Vorstellung aus der Welt schaffen, die Sozialversicherung werde von Arbeitgebern und Arbeitnehmern gemeinsam getragen – ein Trick, der es immer wieder ermöglichte, die Beitragssätze aus politischen Motiven zu manipulieren. Denn wirtschaftlich betrachtet trägt der Arbeitnehmer fast die gesamte Last der Sozialabgaben, weil das Arbeitsangebot insgesamt äusserst unelastisch ist. Auch werden sämtliche Beiträge letztendlich aus der Grenzproduktivität der Arbeitnehmer bezahlt. Denn dem Arbeitgeber bleibt gar nichts anderes übrig, als seinen Beschäftigungsentscheidungen sowohl die Lohnkosten wie auch die Lohnnebenkosten in Form von Sozialversicherungsbeiträgen zugrunde zu legen. Durch die Umbenennung der einstigen «Arbeitgeber»-beiträge stellt das System ganz klar heraus, dass sämtliche Beiträge von den Arbeitnehmern stammen. In einem solchen Szenario wird das Lohnniveau letztendlich vom unbestechlichen Zusammenspiel der Marktkräfte und nicht von politischen Motiven bestimmt.

*Ein Arbeitnehmer kann selbst bestimmen, wieviel Rente er erhalten und wann er in den Ruhestand treten möchte.*



Natürlich wirft die Finanzierung des Übergangs eine Reihe komplexer Probleme auf, die von Land zu Land auf unterschiedliche Weise gelöst werden müssen.

### Finanzierung des Übergangs

In Chile wurden zur kurzfristigen Finanzierung des Übergangs auf das System der Rentensparkonten folgende fünf Verfahren angewendet:

1. In der Bilanz des Staates, in der eigentlich jede Regierung ihre Aktiva und Passiva nachweisen sollte, wurden die aus dem staatlichen Rentensystem erwachsenden Verpflichtungen zum Teil durch den Wert der Staatsbetriebe und anderer Vermögenswerte ausgeglichen. Aus diesem Grund stellt die Privatisierung nicht nur ein Verfahren zur Finanzierung des Übergangs dar, sie ist auch in anderer Hinsicht vorteilhaft: die Effizienz wird gesteigert, die Vermögensbildung angeregt und die Wirtschaft entpolitisiert.
2. Da in einem Kapitaldeckungssystem die zur Finanzierung angemessener Renten erforderlichen Beitragssätze niedriger sind als in einem System der Sozialabgaben, konnte ein Bruchteil der Differenz als zeitlich begrenzte Übergangsabgabe verwendet werden, ohne die Nettolöhne zu schmälern oder die Lohnkosten für den Arbeitgeber zu steigern.
3. Durch Neuverschuldung können die Kosten des Übergangs auf zukünftige Generationen verteilt werden. In Chile wurden etwa 40 Prozent der Kosten über Regierungsschuldverschreibungen zu marktgerechten Zinssätzen finanziert. Zum grossen Teil wurden diese Obligationen von den Rentenfonds-Verwaltungsgesellschaften für ihre Investitions-Portefeuilles aufgekauft. Diese «Überbrückungsverschuldung» wird wahrscheinlich zu dem Zeitpunkt vollständig getilgt sein, zu dem uns der letzte Pensionär des alten Systems verlässt.
4. Der Zwang, den Übergang finanzieren zu müssen, bieten einen kräftigen Anreiz zur Beschneidung verschwenderischer Staatsausgaben – ein Argument, das bereits seit Jahren mit Erfolg verwendet wird, um gerechtfertigte neue Ausgabenwünsche abzuwürgen.
5. Die durch das neue System gefördete Steigerung des Wirtschaftswachstums hat das Steueraufkommen allgemein und die Mehrwertsteuereinnahmen im besonderen wesentlich erhöht. Nur 15 Jahre nach der Rentenreform erwirtschaftete Chile bereits Etatüberschüsse.

### Bilanz

Die Rentenfonds-Verwaltungsgesellschaften haben bereits einen Investmentfonds im Wert von 25 Milliarden Dollar akkumuliert. Für ein Entwicklungsland mit einer Bevölkerung von 14 Millionen und einem Bruttosozialprodukt von 60 Mil-

liarden Dollar ist das eine ungewöhnlich hohe Agglomeration von intern erwirtschaftetem Kapital.

Mit diesem langfristig verfügbaren Investmentkapital wurde nicht nur das Wachstum der Wirtschaft mitfinanziert. Angeregt wurde auch die Entwicklung effizienter Finanzmärkte und Finanzinstitutionen. Die Entscheidung, zunächst das Rentenkontosparen einzurichten und erst danach die grossen staatlichen Unternehmen zu privatisieren, hat zu einer Abfolge glücklicher Umstände geführt. Auch die Arbeitnehmer konnten aus dem hohen Produktivitätszuwachs der privatisierten Unternehmen einen Gewinn ziehen, denn durch die höheren Aktienkurse wuchs auch der Ertrag ihrer Rentensparkonten. Damit sicherten sie sich einen grossen Anteil an dem Wohlstand, der durch den Privatisierungsprozess geschaffen worden war.

Das neue System hat damit einen bedeutenden Beitrag zur Eindämmung der Armut geleistet. Denn einerseits haben sich Wert und Sicherheit der Alters-, Hinterbliebenen- und Erwerbsunfähigkeitsrenten erhöht, andererseits wurden Wirtschaftswachstum und Beschäftigung auf indirekte Weise kräftig gefördert.

Schliesslich hat das neue System auch den Ungerechtigkeiten des alten Verfahrens ein Ende gesetzt. Zwar wird nach allgemeiner Ansicht im Umlageverfahren bei der Rentenversicherung das Einkommen von den Reichen auf die Armen verteilt. Untersuchungen lassen jedoch erkennen, dass dies keineswegs so ist. Häufig genug verteilen Umlageverfahren in einer Weise um, dass die Wohlhabenden und besonders die einflussreichsten Gruppen unter den Arbeitnehmern den meisten Vorteil daraus ziehen.

*Die Arbeitnehmer schätzen die Durchschaubarkeit des Systems und haben dank ihrer Rentensparkonten inzwischen ein direktes Interesse an der Wirtschaft entwickelt.*

Das private Rentenwesen hat auch tiefgreifende politische und kulturelle Auswirkungen. Die überwiegende Mehrheit der chilenischen Arbeitnehmer, die sich für das neue System entschieden haben, hat diese Entscheidung schneller vollzogen als die Deutschen nach dem Fall der Mauer ihre gedankliche Umstellung von einem System aufs andere. Die chilenischen Arbeitnehmer fassten den freien Entschluss, aus dem alten System auszutreten, obwohl einige nationale Gewerkschaftsführer und Mitglieder der alten politischen Klasse ihnen ausdrücklich davon abgeraten haben. Doch Angelegenheiten, die für ihr eigenes Leben von unmittelbarer Wichtigkeit sind, wie Gesundheit, Bildung und Altersvorsorge, liegen den Arbeitnehmern entsprechend am Herzen. Deshalb fällen sie ihre Entscheidungen mit gesundem Menschenverstand und mit Rücksicht auf ihre Familien, nicht aber nach politischen Einflüsterungen oder gar Einschüchterungen.

Es ist nach alledem nicht überraschend, dass sich das System der Rentensparkonten in Chile als höchst populär erwiesen und die soziale und wirtschaftliche Stabilität des Landes gestärkt hat. Die Arbeitnehmer schätzen die Durchschaubarkeit des Systems und haben dank ihrer Rentensparkonten inzwischen ein direktes Interesse an der Wirtschaft entwickelt. Da die privaten Rentenfonds ganz beträchtliche Anteile an den grossen Unternehmen in Chile halten, investieren die Arbeitnehmer auf diese Weise ihr Kapital zugleich in die Zukunft des Landes. ✦

SPLITTER

*Alle wollen im grossen Ozean des sozialen Sicherungssystems fleissig fischen, aber die Bereitschaft, für «Nachschub» zu sorgen, ist wenig ausgeprägt. Dieses moral hazard-Phänomen begünstigt regelmässig Forderungen nach höheren Beitragssätzen, und damit beginnt der Teufelskreis aufs neue. Der einzelne verhält sich im Sinne des Eigennutzaxioms «rational». Für die Versichertengemeinschaft ist dies negativ, d.h. aus der individuellen Rationalität ergibt sich keine gesamtgesellschaftliche Rationalität, vielmehr zeigt sich eine klassische Rationalitätsfalle.*

*Hans Kaminski, in: Hermann May, Handbuch zur ökonomischen Bildung, 3. Auflage, Oldenburg 1997, S. 473.*

**Lukas M. Schneider,**
*Historiker, Dr. phil., Dissertation an der Universität Zürich über die Geschichte der schweizerischen Auswanderungen nach Argentinien und Brasilien, Studienaufenthalte in Spanien, Schottland und Südamerika, diverse Reportagen und Essays zu lateinamerikanischen Themen.*

# Brasiliens ungelöste Landfrage

*Zu den eklatantesten Strukturproblemen Brasiliens gehört die unausgewogene Landverteilung. Obwohl unter Fachleuten Übereinstimmung besteht, dass der unproduktive Grossgrundbesitz eine sozioökonomische Besserstellung der Bevölkerung behindert, ist bis heute eine einschneidende Landreform ausgeblieben.*

Seit Jahren schon spukt der aus der Aviatik entlehnte Begriff des unmittelbar bevorstehenden *Take-off* Brasiliens in den Köpfen von Beobachtern herum. Mit dieser Kurzformel versuchen Ökonomen das Entwicklungspotential des lateinamerikanischen Riesen plakativ zu erfassen. Doch bis heute ist der Sprung in die erlauchte Gruppe der Ersten Welt ein Wunschtraum geblieben. Die Realität Brasiliens präsentiert sich bei nüchterner Betrachtung wesentlich blasser.

Die rurale Fehlentwicklung geht auf die Kolonialzeit zurück, als die portugiesische Krone gegen Anerkennung geleisteter Dienste massenhaft Landbelehnungen, sogenannte *sesmarias,* gewährte. Nach der Unabhängigkeitserklärung (1822) wurde dieses Verfügungsrecht auf Landkonzessionen zwar suspendiert, ohne jedoch eine geeignete Nachfolgeregelung zu finden. Eine Normierung der Besitzverhältnisse erwies sich als schwierig, weil kein Katasterwesen existierte, das die verbliebenen herrenlosen Ländereien genau hätte bestimmen können. Somit bestanden denkbar schlechte Voraussetzungen für die Bereitstellung öffentlichen Landes mit sicheren Besitztiteln. Dieser Missstand sollte mit Hilfe eines 1850 erlassenen Landgesetzes behoben werden, doch die legislativen Bestimmungen blieben weitgehend tote Buchstaben. Die Oligarchie der Grossgrundbesitzer, die sogenannten *fazendeiros,* setzten sich über die staatlichen Verfügungen hinweg. Dadurch war der informellen Inbesitznahme brachliegender Ländereien nach dem Prinzip des Rechts des Stärkeren weitgehend Tür und Tor geöffnet. Die staatlich verordnete Regulation von Besitztiteln liess auch während der Ära der europäischen Masseneinwanderung zwischen 1875 und 1930 viel zu wünschen übrig. Der *latifundismo* als augenfälligstes koloniales Erbe dominierte weiterhin die ländlichen Herrschaftsverhältnisse. Zwar stand die Kolonisation als Mittel zur Bevölkerung und Urbarmachung ungenutzter Territorien auch in Brasilien im Vordergrund. Doch das Erwerbsprinzip von Grund und Boden wies fundamentale Unterschiede zu den Vereinigten Staaten auf. Während in den USA der Typus der individuellen und freien Ansiedlung über die Gründung von Familienfarmen vorherrschte, gestaltete sich in Brasilien wie auch in anderen lateinamerikanischen Einwanderungsstaaten wegen der bestehenden Grossgrundbesitzverhältnisse die Inbesitznahme von Boden wesentlich komplizierter. Das meiste kultivierbare Land, obwohl fast menschenleer, war unter den *latifundistas* bereits verteilt. Immerhin hatte die europäische Immigration auch in Brasilien eine regional beschränkte Verschiebung der ländlichen Besitzstrukturen zur Folge. So erhöhte sich in den vier südlichsten Bundesstaaten (Rio Grande do Sul, Santa Catarina, Paraná und São Paulo) der Anteil bäuerlicher Kleinbetriebe. In der Verankerung von freiem kleinbäuerlichem Eigenbesitz sind letztlich auch die Wurzeln des Wohlstandsgefälles zu suchen, die im 20. Jahrhundert zu den sozioökonomischen Disparitäten zwischen entwickeltem Südosten und armem Nordosten geführt haben. Nichtsdestotrotz blieb der latifundistisch strukturierte Agrarsektor im Einflussbereich einer numerisch kleinen Oligarchie bis in die Gegenwart hinein bestimmend.

## Versprechungen und Enttäuschungen

Diese überkommenen ländlichen Besitzverhältnisse sind den auch der Hauptgrund für das Ausbleiben einer gesellschaftlichen Modernisierung Brasiliens. Inzwischen kommt das Unvermögen einer

breiteren Streuung des kultivierbaren Bodenbesitzes einer sozialen Zeitbombe gleich; denn das exponentielle Wachstum der brasilianischen Küstenstädte ist eine Folge der Abwanderung verarmter Menschenmassen aus dem unterentwickelten Nordosten – ein Vorgang, der mit unverminderter Intensität anhalten wird, solange keine ausgewogenere Landvergabe stattfindet. Landreform heisst deshalb das Zauberwort zum Abbau drohender sozialer Konflikte. Nur: Wie soll diese in die Praxis umgesetzt werden? Darüber zerbricht sich die politische Elite seit Jahrzehnten die Köpfe. *Getúlio Vargas,* der sich 1930 an die Macht putschte, leitete zwar die Industrialisierung ein und verhalf der Arbeiterschaft zu politischem Selbstbewusstsein. In der Agrarfrage hingegen blieb seine Herrschaft wirkungslos. Sowohl die unmittelbar nachfolgenden zivilen Regierungen wie auch die Generäle während der Militärdiktatur (1964–1985) scheuten die Konfrontation mit der grossgrundbesitzenden Oligarchie. Zwar sieht die brasilianische Verfassung von 1988 gemäss Artikel 184 vor, dass brachliegendes Land für die Agrarreform enteignet werden kann. Doch zwischen Anspruch und Wirklichkeit klafft bekanntlich eine grosse Lücke. Die stets gross angekündigte gerechtere Landverteilung aus dem Munde brasilianischer Präsidenten liefert hierzu reichlich Anschauungsmaterial. Auch der seit zweieinhalb Jahren im *Palácio do Planalto* residierende *Fernando Henrique Cardoso* hat in dieser Hinsicht bisher enttäuscht. Gerade vom amtierenden Präsidenten, einem international angesehenen Soziologieprofessor, hätte man aufgrund seiner akademischen Vergangenheit mehr Sensibilität erwartet. Zwar gelang seinem Kabinett mit der Lancierung des sogenannten *Plano Real* eine eindrückliche makroökonomische Stabilisierung, doch gerade im Bereich der rechtsstaatlichen Verhältnisse hat *Cardoso* die in ihn gesetzten Hoffnungen nicht erfüllt. Der schlagendste Beweis hierzu ist gewiss die Verschleppung der juristischen Aufklärung im Zusammenhang mit dem Massaker vom 17. April 1996, als in Eldorado dos Carájas, im Süden des Bundesstaates Pará, 19 Landlose von der Militärpolizei exekutiert wurden. Dieser Vorfall hat international beträchtliches Aufsehen erregt, insbesondere bei den Menschenrechtsorganisationen. Der Imageschaden für die brasilianische Regierung erwies sich als beträchtlich, und einmal mehr bestätigte sich die gouvernementale Hilflosigkeit in Fragen der Agrarreform. Der Protestmarsch nach Brasilia vom April dieses Jahres wurde zu einem grossen propagandistischen Erfolg für das *Movimento dos Trabalhadores Rurais Sem Terra* (MST). Dieser straff organisierten Basisbewegung ist es vor allem zu verdanken, dass die Anliegen der Landlosen wieder ins Zentrum der Innenpolitik gerückt sind.

*Das Unvermögen einer breiteren Streuung des kultivierbaren Bodenbesitzes kommt einer sozialen Zeitbombe gleich.*

### Schreckgespenst oder Hoffnungsträger?

Die Gründung des MST geht auf das Jahr 1984 zurück, als dessen Mitglieder zum ersten Mal Landbesetzungen vornahmen. Inzwischen ist die Landlosenbewegung zu einem ernstzunehmenden politischen Machtfaktor herangewachsen. Der MST ist bereits in 22 Bundesstaaten präsent und hat laut eigenen Angaben zwischen 1986 und 1996 1564 Siedlungen, sogenannte *assentamentos,* gegründet, wo sich 145000 Familien niederlassen konnten. Diese isoliert betrachtet ansehnliche Zahl entspricht jedoch nur einem Tropfen auf den heissen Stein; denn gemäss den Ausführungen von *Illario Affonso da Silva,* Koordinator des MST im Bundesstaat São Paulo, gibt es in Brasilien rund 23 Millionen Landlose. Obwohl in den letzten 30 Jahren ein enormer Urbanisierungsprozess eingesetzt hat, leben nach wie vor 40 Prozent der erwerbstätigen Bevölkerung auf dem Lande. Mit der Parole «Besetzen, Widerstand leisten und produzieren» teilt der MST die brasilianische Gesellschaft in Sympathisanten, Gegner und Unentschiedene. Für die grossgrundbesitzende Elite ist die Bewegung ein Schreckgespenst, demgegenüber sehen die marginalisierten sozialen Gruppen im MST einen neuen Hoffnungsschimmer. Die für lateinamerikanische Verhältnisse relativ breite Mittelschicht Brasiliens zeigt sich mehrheitlich unentschlossen. Zwar wird die Notwendigkeit von Agrarreformen im Gespräch mit dem Schreibenden wacker betont, hingegen zeigt man sich schockiert über die Wahl der angewandten Mittel. Landbesetzungen seien nicht die adäquate

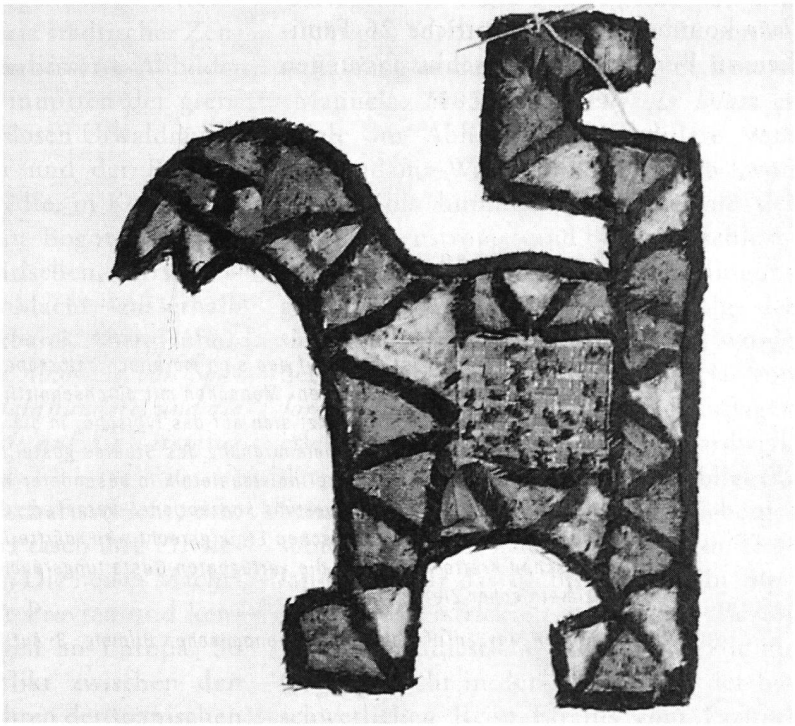
Waffe, um die rurale Misere zu verbessern, heisst es wiederholt. *José Rainha,* dem eigentlichen Führer des MST, ist es bisher nicht gelungen, grössere Interessengruppen der Mittelklasse für die Ziele der Landlosenbewegung einzuspannen. Obwohl er kürzlich in einem Interview mit der Wirtschaftszeitung «Carta Capital» betont hat, dass es bei der Agrarreform darum geht, den Kapitalismus zu reformieren, um ihn voranzubringen, haben diese und ähnliche Äusserungen vorläufig keinen entscheidenden Stimmungswandel bewirkt. Vertreter der Mittelschichten sehen sich in ihrer skeptischen Haltung dem MST gegenüber nicht zuletzt auch darin bestätigt, weil *Rainha* einen heiklen Gerichtsentscheid zu gewärtigen hat. Er steht unter Anklage, 1989 an zwei Morden im Bundesstaat Espirito Santo mitbeteiligt gewesen zu sein. Das erste Gerichtsverfahren vom 10. Juni dieses Jahres verurteilte *Rainha* zu 26 Jahren und 6 Monaten Haft. Da allerdings Zweifel über die tatsächliche Täterschaft bestehen – es gibt Zeugen, die behaupten, dass *Rainha* zum Zeitpunkt der beiden verübten Morde an einem Treffen mit andern Landlosen im nordöstlichen Bundesstaat Ceará weilte –, wird es am 16. September dieses Jahres zu einer Neuauflage des Gerichtsverfahrens kommen. Der MST ist in der Zwischenzeit bemüht, *Rainha* zum Opfer eines politischen Prozesses hochzustilisieren. Es wird denn auch mit einem Grossaufmarsch von Sympathisanten der Landlosenbewegung vor dem Gerichtsgebäude gerechnet.

Unterstützung im Kampf für eine konsequente Agrarreform erhält der MST von der Katholischen Kirche. Exponenten des Episkopats wie etwa *Paulo Evaristo Arns* aus dem Bundesstaat São Paulo stellen mit ihrer klaren Parteinahme eine nicht zu unterschätzende moralische Unterstützung dar. Sie haben *Cardoso* anlässlich einer Reise nach Italien im Februar dieses Jahres sogar zu peinlichen verbalen Ausrutschern provoziert, als er sich gegenüber dem Papst zur Äusserung hinriss, dass die Hirten gut beraten seien, bei ihrer sozialen Fürsorge im Zusammenhang mit der Landlosenbewegung nicht in einen Übereifer zu verfallen. Unter den politischen Gruppierungen ist die Arbeiterpartei (PT) der wichtigste Verbündete des MST. Gleichwohl verläuft die Zusammenarbeit nicht immer reibungslos. Gerade bei nationalen Kundgebungen wie jüngst gegen die Privatisierung des grössten brasilianischen Bergbaukonzerns, der «Comphania do Vale do Rio Doce», zeigt sich die Rivalität besonders deutlich. Denn die Mobilisierung der Arbeiterschaft betrachtet der PT als sein ureigenes Terrain, wo das Vorpreschen des MST nicht erwünscht wird. Solche Unstimmigkeiten unter den oppositionellen Kräften dürften sich beim gemeinsamen Kampf gegen die Bundesregierung in Zukunft eher noch verstärken.

*Unterstützung im Kampf für eine konsequente Agrarreform erhält die Landlosenbewegung von der Katholischen Kirche.*

### Modell oder Glücksfall?

Brasilien pendelt zwischen Erster und Dritter Welt. Jeder Besucher wird sich dessen gewahr. Auf bundesstaatlicher Ebene stellt São Paulo das Paradebeispiel dieser Zerrissenheit dar. Eine hochindustrialisierte Megalopolis, die den Vergleich mit entwickelten Agglomerationen Europas nicht zu scheuen braucht, steht einem Hinterland gegenüber, dem Pontal de Paranapanema, wo weiterhin halbfeudalistische Besitzverhältnisse dominieren. Die Visite eines *assentamentos* in Sumaré, etwa 30 km westlich von Campinas gelegen, gibt aus nächster Anschauung Aufschluss über Produktion, Organisation und Entwicklung einer von Landlosen betriebenen Besetzung. *João Calixto da Silva,* ein 48 Jahre alter Kleinbauer schwarzer Haut-



*Brasilien. Matte in Form eines Eichhörnchens (Federn, Ameisen, Weiden; Wayanaindianer). Genf, Musée d'Ethnographie.*

farbe, erzählt mir mit weit ausholender Gestik die Geschichte des *assentamentos* von Sumaré. Demnach besetzten 1984 50 Familien 274 Hektaren brachliegendes Land, das der staatlichen Eisenbahngesellschaft São Paulos gehört. Bis heute leben 26 Familien auf dem okkupierten Boden. In erster Linie wird Gemüseanbau betrieben: Tomaten, Mohrrüben, Auberginen sowie Weisskohl stellen die Hauptprodukte dar, die sich in der nahegelegenen Kleinstadt Sumaré einer grossen Nachfrage erfreuen. Die Beziehungen mit den Stadtbehörden sind laut *João* ausgezeichnet. Sorgen bereitet ihm hingegen der Unwille des Bundesstaates, die Regulation der Eigentumstitel vorzunehmen. Nach 13 Jahren ist der Rechtsstreit immer noch im Gange. Es besteht keinerlei Klarheit, ob der besetzte Boden definitiv in die Hände der Produzenten übergehen wird. Ungeachtet dieses juristischen Vakuums arbeiten die Kleinbauern zielstrebig an der Verbesserung ihrer materiellen Verhältnisse. Mit leuchtenden Augen berichtet *João* über die bevorstehende Gründung einer Kooperative, die den lästigen Kreis der Zwischenhändler ausschalten soll, um auf direktem Wege die angebauten Erzeugnisse den Konsumenten verkaufen zu können. Auch für die Ausbildung der Kinder wird gesorgt. So verfügt das *assentamento* bereits über eine Grundschule. Von der Verwaltung her wird ein basisdemokratisches Modell angewandt. Gemäss *João* kommen jeweils sämtliche 26 Familien zu Beratung und Beschlussfassungen zusammen. Ungeachtet der beredten Worte des sympathischen Kleinbauern wird bald einmal klar, dass es sich beim aufgesuchten *assentamento* um einen Glücksfall handelt. Die überschaubare Grösse der Siedlung kommt der gewählten Organisationsform sehr entgegen, wäre jedoch bei einer grösseren Einwohnerzahl kaum funktionsfähig. Als entscheidender strategischer Vorteil schliesslich muss die Nähe zu einem lokalen Absatzmarkt genannt werden. Solche günstigen geographischen Rahmenbedingungen sind sonst bei *assentamentos* keineswegs die Regel. Aufgrund dieser skizzierten Umstände kann der Besuch dieser erfolgreich betriebenen Landbesetzung nicht als repräsentativ betrachtet werden.

*Es besteht keinerlei Klarheit, ob der besetzte Boden definitiv in die Hände der Produzenten übergehen wird.*

Unbestritten jedoch bleibt, dass die Agrarreform zur Schicksalsfrage Brasiliens geworden ist, die wie ein Damoklesschwert über diesem riesigen Land schwebt. Wird sie weiterhin auf die lange Bank geschoben, hält der demographische Druck unweigerlich die entsprechende Antwort bereit. Bis heute ist der Boden ein Statussymbol ersten Ranges geblieben. Wer in Brasilien Geld besitzt, kauft Land, auch wenn er sich überhaupt nicht für dessen Produktivität interessiert. Der amtierende Präsident geht als Grossgrundbesitzer mit schlechtem Beispiel voran. Solange in dieser Hinsicht kein Bewusstseinswandel einsetzt, sieht es um die Zukunft einschneidender Veränderungen in den ländlichen Besitzstrukturen düster aus. Und Mentalitäten kann man nicht von heute auf morgen umpolen. ✦

SPLITTER

*Die Marktwirtschaft ist nicht auf den sich moralisch selbstüberwindenden Übermenschen angewiesen, sondern setzt auf den «normalen» Menschen mit durchschnittlicher Moral. Ihre Ethik appelliert somit nicht an Gefühle, sondern stützt sich auf das typische, in die persönliche Verantwortung eingebettete und in die wirtschaftliche Rahmenordnung des Staates gestellte menschliche Verhalten. Die Soziale Marktwirtschaft versucht diese Individualethik in besonderer Weise institutionell abzusichern, indem sie die soziale Verantwortung konzeptionell verankert. Ob diese Konzeption den Anforderungen unserer christlich-abendländischen Ethik gerecht wird, dürfte im wesentlichen vom Vermögen ihrer politischen Kräfte abhängen, die verfügbaren Gestaltungsräume dieser Wirtschaftsordnung im Dienste sozialethischer Ziele zu nutzen.*

*Hermann May, in: Handbuch zur ökonomischen Bildung, 3. Auflage, Oldenburg 1997, S. 510.*

# Der kolumbianische Roman – nicht allein García Márquez

## Gespräch mit Álvaro Pineda-Botero, Professor an der Universidad Javeriana, Bogotá

*Die junge kolumbianische Literatur ist lebendig und reichhaltig; sie zeigt vielversprechende neue Ansätze. Allgemein lässt sich feststellen – das gilt weltweit –, dass die nationalen Färbungen immer mehr verblassen. «Da in Südamerika überdies die Staatsgrenzen keine Sprachgrenzen sind, ist die Konkurrenz gerade für die jungen Autoren sehr gross geworden», sagt Álvaro Pineda-Botero. Mit dem kolumbianischen Homme de lettres unterhielt sich Erna Brandenberger.*

**Álvaro Pineda-Botero,** geboren 1942 in Medellín, Kolumbien, promovierte in spanischer und lateinamerikanischer Literatur an der State University, New York. Schwerpunkt seiner literaturwissenschaftlichen Publikationen ist das zeitgenössische kolumbianische Romanschaffen: Teoría de la novela, 1987, Del mito a la modernidad, 1990. Er schreibt regelmässig literaturkritische Beiträge für Zeitungen und Zeitschriften und hat ausserdem vier Romane veröffentlicht: Transplante a Nueva York, 1983, Gallinazos en la baranda, 1985, Cárcel por amor, 1994, El insondable (una visión de la vida de Bolívar), 1997.

*Erna Brandenberger: Herr Professor Pineda-Botero, seit wann etwa kann man von einem «kolumbianischen Roman» sprechen?*

*Álvaro Pineda-Botero:* Eigentlich schon seit den Anfängen der Kolonialzeit. Natürlich folgte die Dichtung im 16. und 17. Jahrhundert der spanischen Tradition, aber sie war in der Landschaft Kolumbiens angesiedelt. Als Beispiel mag «El desierto prodigioso o prodigio del desierto» (1690) gelten, ein Wälzer, der auf 1500 Seiten neben Erzählung, Dichtung, Erbauung auch viel Naturbeschreibung enthält. Im Unterschied zur europäischen Tradition ist aber in Amerika die Landschaft keine Idylle, kein Arkadien unverfälschter Hirtenglückseligkeit oder Heimat des «edlen Wilden», sondern immer Sitz des Grauens und der Gewalt. Die Spanier begannen ihre Kolonisierung von einem Netz städtischer Zentren aus, welche als verbesserte Abbilder des spanischen Hofes inmitten der grenzenlosen und geschichtslosen Urwaldräume zu Horten der Kultur und der Bildung werden sollten. Die Städte, in Kolumbien vor allem Tunja, Popayán, Bogotá, Cartagena, waren Sitze der politischen, wirtschaftlichen und geistigen Macht, ausserhalb herrschten Gewalt, Barbarei, Aberglaube.

*Wie wirkten sich die Ablösung von Spanien zu Beginn des 19. Jahrhunderts und die politische Selbständigkeit auf die Literatur aus?*

Die führende Gesellschaftsschicht, d.h. die europäische, verliert rasch ihre Privilegien und ihren Einfluss. Die neuen Machthaber kommen aus der Provinz und kennen keinerlei Bindungen an Europa. So erklärt sich der Konflikt zwischen den «Criollos», den Nachfahren der spanischen Kolonisten mit europäischer Bildung, und den einheimischen Emporkömmlingen ohne «Vergangenheit». Jedes der städtischen Zentren hatte in der Kolonialzeit direkt mit Madrid verkehrt; jetzt, nach dem Abbruch der Beziehungen, mussten Verbindungswege zwischen den Provinzen erst geschaffen, die Landschaft also erkundet werden. In der Literatur des 19. Jahrhunderts bezeugt gerade die Landschaftsbeschreibung ein neues Verständnis für die amerikanische Heimat, aber die Bindung an europäische Muster ist immer noch offensichtlich. Ein Beispiel ist der 1844 erschienene, aber ganz in der Denkweise der Kolonialzeit verhaftete Roman «Ingermina o la hija del calamar» von *Juan José Nieto,* der die Gründung der Hafenstadt Cartagena de India zum Thema hat. Ein wichtiger Vorläufer einer neuen Literaturauffassung ist der gut geschriebene Roman «Manuela» (1854) von *Eugenio Díaz;* er spielt am Abhang der Kordillere vom Tequendama-Wasserfall unterhalb von Bogotá bis hinunter zur Tiefebene des Magdalenenstromes und bietet aufschlussreichen Einblick in die Lebensbedingungen dieser Gegend. Ein Grosserfolg, der sich auf ganz Amerika ausweitete, wurde der 1877 erschienene Roman «María» von *Jorge Isaacs;* er hat gegen vierzig Auflagen erlebt und ist bis heute ein Standardwerk der kolumbianischen Literatur geblieben. Schauplatz der romantischen Liebesgeschichte ist eine Zuckerplantage im Tiefland, eine für das Empfinden der in Bürgerkriege verstrickten städtischen Bevölkerung paradiesische Welt; sie erhält ihr Gegengewicht in der Schilderung der beschwerlichen Reise Efraíns vom Pazifik-

hafen Buenaventura durch den Urwald nach Cali zu seiner sterbenden Geliebten – auf uns heutige Leser wirkt dieser Teil natürlich besonders nachhaltig. «De sobremesa», der einzige Roman des bedeutendsten kolumbianischen Lyrikers, des jung verstorbenen *José Asunción Silva,* wurde um 1896 geschrieben, aber erst 1925 posthum veröffentlicht; damals wurde er nicht ernst genommen, wird aber heute als eines der Hauptwerke der kolumbianischen Literatur eingestuft. Diese Liebesgeschichte spielt in Europa; denn dort will der Held, der Präsident Kolumbiens werden will, sein zukunftsweisendes Regierungsprogramm ausarbeiten.

*An der Schwelle zum 20. Jahrhundert waren somit die Bande zu Europa noch kaum wesentlich gelockert.*

An der Schwelle zum 20. Jahrhundert waren somit die Bande zu Europa noch kaum wesentlich gelockert. Seit der politischen Unabhängigkeit war das Land fast dauernd in Bürgerkriege verstrickt gewesen. Sie zehrten die besten Kräfte auf, die für den Aufbau des Landes dringend nötig gewesen wären. Ein Lichtblick war die rasche Entwicklung des Kaffeeanbaus seit etwa 1860. Der wirtschaftliche Aufschwung in der kleinen Provinz Quindío in der Mitte des Landes war auch der politischen Einigung und damit der Stabilität der Nation förderlich.

*Lässt sich die Abnabelung von europäischen Vorbildern im Laufe des 20. Jahrhunderts anhand der Romanliteratur verfolgen?*

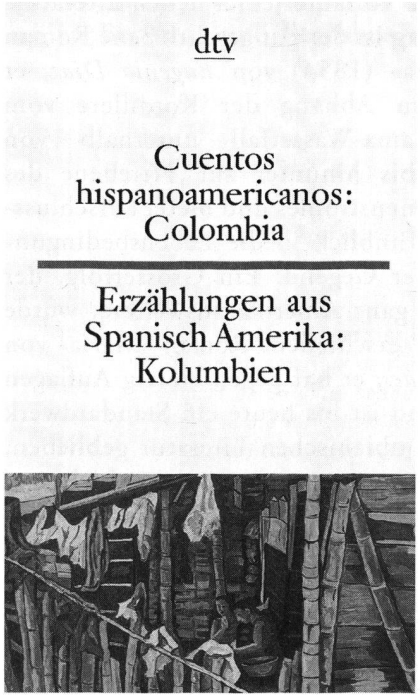
Die Jahrhundertwende brachte mit der Ausbeutung des Kautschuks in den Urwäldern der Neuen Welt erst einmal einen raschen (und überraschenden) wirtschaftlichen Aufschwung. Plötzlich wurde es unter anderem wichtig, in riesigen, bisher unerschlossenen Gebieten Grenzverläufe festzulegen. Dieses in der Literatur neue Thema gestaltet der 1924 erschienene Roman «La vorágine» («Der Strudel») von *José Eustasio Rivera* mit dichterisch überzeugenden Mitteln. Sein Wert liegt nicht zuletzt darin, dass er seine Landsleute mit den schwierigen Lebensbedingungen in der grausamen Wildnis vertraut macht; im Vergleich zum Urwald erscheint die Zivilisation der Hauptstadt Bogotá als Paradies. Ebenfalls in einer für Städter unbekannten Landschaft spielt der Roman «Cuatro años a bordo de mí mismo» (1932) von *Eduardo Zalamea Borda:* Ein reicher Jüngling will der Langeweile in Bogotá entfliehen, reist in die Guajira (so heisst der unwegsame Küstenurwald im Grenzgebiet zu Venezuela) und lebt dort zusammen mit den Indios. Wie der Titel andeutet, wird die Begegnung mit der übermächtigen Natur und der mit ihr vertrauten ansässigen Bevölkerung zu einer Reise ins Innere seiner selbst und ermöglicht Selbstfindung und Reifung. «La marquesa de Yolombó» (1928), das bekannteste Werk des aus Antioquia stammenden Erzählers *Thomas Carrasquilla,* hat das Leben in den Goldminen zum Thema: Die Tochter des bogotanischen Unternehmers übernimmt die Geschäftsleitung und wird für ihre Leistungen schliesslich mit einem Adelstitel geehrt – in einer Zeit, als im Zuge der Entkolonialisierung die Adelstitel längst abgeschafft waren.

Diese und andere Romane wären in Europa nicht möglich, weder die Themen, von denen sie handeln, noch die Landschaften, in denen sie spielen. Sie können in mancherlei Hinsicht als Vorläufer von «Cien años de soledad» von *García Márquez* eingestuft werden. Neben den herausragenden und weithin sichtbaren Gipfeln einer literarischen Epoche gibt es immer viele, vielleicht Hunderte von kaum wahrgenommenen Werken, welche die Glanzstücke erklären und stützen.

*Wie kam es, dass ausgerechnet die als «magischer Realismus» in die Geschichte eingegangene Literatur in Europa erfolgreich wurde?*

Südamerika wurde in Europa – und auch in den USA – weitgehend mit Urwald und Wildnis gleichgesetzt, galt und gilt immer noch in den meisten Ländern als das «andere», «Fremde», «Exotische». Genau hier knüpft der «magische Realismus» an, gestaltet obendrein die Märchen- und Wunderwelt mit europäischen rhetorischen Mitteln – z. B. ist die kausale Verbindung der Handlungsstränge ein wichtiges Aufbauprinzip – und kommt dadurch den europäischen Lesegewohnheiten entgegen. Auch auf die Leser in den industrialisierten Zentren Kolumbiens, in Bogotá, Medellín usw., wirkte diese Literatur exotisch, denn die Bewohner der kalten

*Erna Brandenberger hat mit Gerhard Dilger im Deutschen Taschenbuchverlag, München, den zweisprachigen Band Cuentos hispanoamericanos: «Colombia / Erzählungen aus dem Spanisch-Amerika: Kolumbien» herausgegeben, der in diesem Sommer erschienen ist.*



Berggebiete wussten wenig von den schlecht erschlossenen, feuchtheissen Küstengegenden und interessierten sich auch nicht dafür. So erklärt sich, dass *García Márquez* zuerst in den Südstaaten der USA Erfolg hatte, wo vergleichbare Landschaften und Lebensbedingungen wie in seiner engeren Heimat vorherrschen. Die kolumbianische Hauptstadt nahm erst nachträglich den Landsmann aus dem Tiefland als auch zu ihnen gehörig an.

*Wie hat sich der europaweite Erfolg des «magischen Realismus» später auf Kolumbien ausgewirkt?*

Natürlich herrschte erst einmal Freude, Genugtuung und Stolz über die hohe Anerkennung ausserhalb des eigenen Landes und sogar Kontinents. Die Schriftsteller fühlten sich nun endlich ernst genommen und wichtig. Die Öffnung des Marktes bot neue Möglichkeiten, im In- und Ausland wirksam zu werden. Die Verlage konnten bessere Bedingungen anbieten, neue Verlage wurden gegründet, spanische Verlagshäuser eröffneten Niederlassungen in Südamerika und sorgen für die Verbreitung südamerikanischer Literatur in Europa. Übersetzungen in die literarischen Hauptsprachen Englisch, Französisch und Deutsch führen zu Millionenauflagen – für Südamerikaner bis anhin nie auch nur geträumte Märchenzahlen. Die modernen elektronischen Informationsmittel haben zur Verstärkung des «Booms» beigetragen. Die Namen der südamerikanischen Autoren erscheinen nun in den europäischen und nordamerikanischen Verlagskatalogen zusammen mit den Grossen der Weltliteratur, und an den Universitäten werden ihre Werke in Forschung und Lehre gleichwertig einbezogen. Solcher sozialer Aufstieg war ihnen vorher verwehrt. Negativ wirkte sich aus, dass sämtliche Schriftsteller vor lauter Angst, als Nachläufer von *García Márquez* gebrandmarkt zu werden, sich krampfhaft bemühen, um jeden Preis anders zu schreiben als er, was die Themenwahl und die Schreibtechnik empfindlich einschränkt. Ungünstig wirkt sich auf die heutigen Autoren auch aus, dass die ganze literarische Produktion am «Realismo mágico» gemessen, deshalb der Eigenwert eines Werkes oftmals gar nicht richtig beachtet wird.

*Wie beurteilen Sie den Stellenwert der Literatur im heutigen Kolumbien?*

*Die Namen der südamerikanischen Autoren erscheinen nun in den europäischen und nordamerikanischen Verlagskatalogen zusammen mit den Grossen der Weltliteratur.*

**Erna Brandenberger,** *Hispanistin, promovierte mit einer Arbeit über die moderne spanische Kurzgeschichte. Neben der Unterrichtstätigkeit als Gymnasiallehrerin in St. Gallen freie Mitarbeit bei verschiedenen Verlagen als Herausgeberin und Übersetzerin spanischer und spanisch-amerikanischer Literatur (vorwiegend Erzählungen, ausserdem Essays, Lyrik, Theaterstücke). – Soeben ist in der Reihe «Erzählungen aus Spanisch-Amerika» (dtv-zweisprachig, 1997) der Band «Kolumbien» erschienen (21 Autoren der Generationen vor, mit und nach García Márquez).*

Die einheimische Literatur ist gesellschaftsfähig geworden, ist Gesprächsthema im privaten Kreis und in der Öffentlichkeit. Auch hat sie ihren festen Platz im Fernsehen, am Radio und in der Presse. Der Schriftsteller arbeitet nicht mehr über längere oder kürzere Zeit im stillen ein Werk aus, er will und muss es bereits in der Entstehungsphase ins Gespräch bringen, und er ist ängstlich bedacht darauf, dauernd im Gespräch zu bleiben. Das zwingt zum Vielschreiben, was der Qualität der Werke bestimmt nicht förderlich ist. Wer in den Medien auftreten will – vor allem im Fernsehen und in der Presse – muss zudem die Fähigkeit haben, «zum Volk zu reden», muss schlagfertig reagieren und seine Anliegen plakativ und eingängig auftischen. Komödiantisches Talent ist heute gefragt. *García Márquez* hat seine weltweiten Erfolge sicher unter anderem auch seiner langjährigen Erfahrung als Journalist zu verdanken. Er hat nie ein Hehl daraus gemacht, dass er kein Akademiker ist und hat folgerichtig nie eine Gastdozentur an einer Universität angenommen.

*Wie steht es um die Erzählergeneration nach García Márquez?*

Junge Autoren haben heute – sozusagen im Windschatten der Arrivierten – bessere Startmöglichkeiten. Es ist leichter als früher, für ein Erstlingswerk einen Verleger zu finden, auch gibt es eine Reihe von Wettbewerben und Preisen, die neue Autoren ins Gespräch bringen können. Bücher werden heute auch besser vermarktet, und es wird allgemein mehr gelesen.

Die junge kolumbianische Literatur ist lebendig und reichhaltig; sie zeigt vielversprechende neue Ansätze – sprachlich, erzähltechnisch, inhaltlich. Es wäre aber verfrüht, jetzt schon zu spekulieren, was davon schliesslich Bestand haben wird. Allgemein lässt sich feststellen – das gilt weltweit – dass die nationalen Färbungen immer mehr verblassen. Heutige Erzählinhalte sind weniger an einen bestimmten Ort oder eine bestimmte Volksgruppe gebunden, sie können sich sozusagen überall gleich oder ähnlich ereignen. Auch auf dem Büchermarkt sind die Landesgrenzen durchlässiger als früher, der internationale Austausch ist rege geworden. Da in Südamerika überdies die Staatsgrenzen keine Sprachgrenzen sind, ist die Konkurrenz gerade für die jungen Autoren sehr gross geworden. ✦

**Gustav Siebenmann,** *geboren 1923, aufgewachsen in Lima, studierte Romanistik und Geschichte in Bern und Zürich. Habilitation an der Universität Zürich. 1966 Berufung an die Universität Erlangen-Nürnberg. Von 1976 bis zu seiner Emeritierung 1989 o. Professor für spanische und portugiesische Sprache und Literatur an der Universität St. Gallen. Gustav Siebenmann ist Verfasser einer grösseren Anzahl belletristischer Feuilletons, literarischer Übersetzungen und wissenschaftlicher Publikationen, zuletzt Die lateinamerikanische Lyrik, 1892–1992 (Berlin 1993).*

# Kann Kultur im Elend gedeihen?

## *Der Fall Lateinamerika*

*Wenige erinnern sich heute daran, dass Argentinien, Brasilien und Mexiko während des Fin-de-siècle und bis 1918 zu den reichsten Ländern der Welt gehörten, während Grossbritannien und Frankreich damals in etwa demselben Mass bei diesen lateinamerikanischen Gläubigerländern verschuldet waren wie heute umgekehrt. Der wirtschaftliche Niedergang der lateinamerikanischen Republiken wurde durch mehrere Faktoren verursacht, darunter die miserable Schuldentilgung seitens der Europäer nach dem Ersten Weltkrieg.*

In den Jahrzehnten nach dem Zweiten Weltkrieg wurde der Prozess zusätzlich verschärft durch die Bevölkerungsexplosion und die chaotische Binnenmigration, die zur Verslumung der Städte führte. Was Wunder, wenn in Gesellschaften mit derart drastischem Sozialgefälle die revolutionäre und die kriminelle Gewalt zunahmen, wenn in den Andenländern die Drogenproduktion als ökonomische Nische entdeckt wurde und seitdem nicht auszurotten ist. Sprach und spricht man in Europa angesichts der politischen Verworrenheit in gewissen Regionen von Balkanisierung, so wird heute in Nordamerika das Schreckgespenst einer Sozialkluft zwischen weisser Oligarchie und farbiger Unterschicht als Brasilianisierung bezeichnet.

Das Wechselbad der Eindrücke, die Zu- und Abwendung ausländischen Interesses an den Verhältnissen in Lateinamerika wird von den Massenmedien zusätzlich verstärkt, weil diese unter dem immanenten Zwang stehen, möglichst aufregende Novitäten zu verbreiten und schon zu heulen, bevor die Wölfe es tun. So verabsolutieren die nach Aufmerksamkeit buhlenden Medienleute jeden erkennbaren oder auch nur vermuteten Trend. Cholera, Guerilla, Drogenhandel, Killerjagd auf Strassenkinder, Aufstände rechtloser Indios, Umweltschädigungen in gigantischem Ausmass, Entführungen, solches und ähnliches wird uns tagtäglich als einzige Realität Lateinamerikas vorgesetzt. Dass es dort viel, zuviel Elend gibt, kann und darf nicht beschönigt werden. Nur vergisst der so einseitig Informierte, dass es in diesem Teil Amerikas – neben und selbst mitten im Elend – noch andere Lebenswelten gibt.

### Ein immenser, vielschichtiger Kulturraum

Der historischen und wirtschaftlichen Verflechtung Lateinamerikas mit der entwickelten, auch mit unserer Alten Welt, entspricht eine enge Beziehung der beiden Weltregionen Europa und Amerika auch im Kulturellen. Allerdings täuscht der Name «Lateinamerika» bequem darüber hinweg, dass man den «lateinischen» Subkontinent in wenigstens sechs kulturräumliche Grossregionen untergliedern muss, will man geographisch und demographisch einigermassen homogene und vergleichbare Verhältnisse antreffen. Diese Teilregionen, von denen jede für sich allein schon die Ausdehnung Europas (ohne Russland) erreicht oder übertrifft, sind Mexiko und Zentralamerika – die Karibik – der Andenraum – das aussertropische Südamerika im Südkeil – das portugiesischsprachige Brasilien – und schliesslich der kontinentale Binnenraum, sprich Amazonien und Mato Grosso. Dies sind gewaltige Landmassen, die sich voneinander viel stärker unterscheiden, als das bequeme Etikett Lateinamerika vermuten lässt. Und doch kann man, trotz dieser Aufgliederung, zumal in kulturellen Belangen, Faktoren und Erscheinungen, Wirkungsweisen und Werthaltungen erkennen, die der gesamten Region eigen sind. Das fängt bei einer sprachlichen Grossflächigkeit an, die weltweit ihresgleichen sucht: Die rund 450 Millionen Menschen, die dort leben, verständigen sich

entweder auf Spanisch oder auf Portugiesisch, auf einigen Inseln der Karibik auf Englisch: alles Weltsprachen. Dieser Umstand schafft für das kulturelle Leben eine gewichtige kommunikative Voraussetzung, ganz besonders für die Literatur und das Geistesleben.

Indes, wer nimmt an diesem eigentlich teil? In kultursoziologischer Hinsicht steht fest, dass jene Kreise, die zum Beispiel schriftliche Literatur auch wirklich lesen, eine kleine Minderheit bilden. Denn die ohnehin dünne Oberschicht, die vor allem in den Städten wohnt, besteht ja nicht nur aus an Belletristik interessierten Leuten, noch weniger wohl als hierzulande. Hingegen darf man sagen, dass die dünne Bildungsschicht Lateinamerikas spätestens seit der letzten Jahrhundertwende ein ausgeprägt kosmopolitisches Interesse bekundet, in viel höherem Masse als ehedem in den beiden Mutterländern Spanien und Portugal. Paris vor allem, aber auch London, New York, Rom, Berlin waren jahrzehntelang die stärkeren Orientierungspole und Sehnsuchtsorte als Madrid oder Lissabon. Die westlichen Hauptstädte waren zudem bis hin zum Zweiten Weltkrieg die alleinigen Bezugspunkte für den kulturellen Austausch zwischen den Republiken Lateinamerikas. Der gebildete Lateinamerikaner war und ist deshalb in einem staunenswerten Masse über das Geschehen in den Weltkulturen orientiert, besser als der durchschnittliche Bildungsbürger in Europa. Der Argentinier *Borges* hat deshalb allen Ernstes gemeint, kulturell seien die Lateinamerikaner die eigentlichen Europäer, weil sie nämlich den nationalen Provinzialismus überwunden haben.

Auf der anderen Seite haben die vertikalen Kulturberührungen zwischen der Oberschicht und den übrigen, zumal mit den ländlichen Einwohnern, erst spät eingesetzt, mit den indigenistischen, indiofreundlichen Bewegungen der Jahrhundertwende und besonders der zwanziger Jahre. Das Interesse an dem mündlich überlieferten Kulturgut, an der volkstümlichen Tradition ist erst viel später erwacht, und dies nur in sozial oder ethnologisch interessierten Kreisen. Wenngleich fast alles, was wir gemeinhin dem kulturellen Leben zurechnen, sich in den Metropolen entwickelt, darf dies nicht darüber hinwegtäuschen, dass in ländlichen Regionen eine ganze Reihe indigener Kulturen die Kolonisierung überlebt haben. Doch davon wissen nur die Literaturhistoriker und die Ethnologen[1]. Diese Überlieferungen haben sich im Laufe der Zeit vielfach mit Europäischem vermischt, in tropischen und subtropischen Breiten auch mit Afrikanischem, und aus solcher Mestizierung ist das besondere Gepräge dieser Kulturen hervorgegangen.

Trotz der Präsenz einer eindrücklichen Ethnoliteratur darf man sagen, dass keine andere Drittweltregion kulturell in so hohem Masse von Europa geprägt wurde. Übrigens bleibt Kultur als Begriff hier eingeschränkt auf die konventionelle Bedeutung, wird somit verstanden als Persönlichkeitskultur. Nicht gemeint ist also in diesem Zusammenhang der ebenso wichtige anthropologisch-soziologische Kulturbegriff, der die Verhaltensweisen eines Kollektivs betrifft. Und noch weitergehend soll die Persönlichkeitskultur diesmal eingeschränkt bleiben auf den Sektor der Belletristik. Dies lässt sich begründen mit der besonderen gesellschaftlichen Funktion, die der Wortkunst aufgrund der höheren semantischen Bestimmtheit zukommt: Das literarisch gestaltete Wort vermag Eindeutigeres auszusagen als die Musik und die bildenden Künste, so hochstehend letztere, zumal in Lateinamerika, auch sein mögen.

## Eine Literatur auf dem Höhenkamm

Dass es in Lateinamerika eine Literatur von Weltrang gibt, ist selbst für Europäer nicht mehr zweifelhaft, nachdem eine ganze Reihe von Nobelpreisen an Autoren jener Region verliehen wurden. Die Preisträger waren bisher: 1945 die chilenische Dichterin *Gabriela Mistral,* 1967 der guatemaltekische Dichter und Erzähler *Miguel Angel Asturias,* 1971 der chilenische Lyriker *Pablo Neruda,* 1982 der kolumbianische Erzähler *Gabriel García Márquez* und 1990 der mexikanische Essayist und Lyriker *Octavio Paz.* Überdies ist keinem der Genannten soviel kritische Aufmerksamkeit seitens der Intelligenz in aller Welt zuteil geworden wie dem argentinischen Erzähler, Dichter und Essayisten *Jorge Luis Borges,* den rätselhafterweise das Nobelkomitee nie gekürt hat.

Sind das alles nur vereinzelte Schwalben, die noch keinen Kulturfrühling

*1 Es sei bei dieser Gelegenheit auf die Studie über die orale Literatur in Lateinamerika aus der Feder des Zürcher Lateinamerikanisten Martin Lienhard hingewiesen: La voz y su huella: Escritura y conflicto étnico-social en América latina, 1492–1988, überarbeitete Fassung Lima ³1992. «Die Stimme und ihre Spur» liegt bisher leider nur in spanischer Sprache vor.*

2 Vgl. G. Siebenmann/ H. J. König (Hrsg.), Das Bild Lateinamerikas im deutschen Sprachraum, Tübingen, Niemeyer, 1992 (Beihefte zur Iberoromania, Bd. 8).

3 Vgl. dazu G. Siebenmann, Die lateinamerikanische Lyrik. 1892–1992, Berlin: Erich Schmidt, 1993.

4 Mehr dazu in K. Kohut, D. Briesemeister, G. Siebenmann (Hrsg.), Deutsche in Lateinamerika – Lateinamerika in Deutschland, Frankfurt a.M., Vervuert, 1996.

machen? Was wissen Europäer, die vor dem Zweiten Weltkrieg zur Schule gingen, von Lateinamerika? Wissen die Jüngeren mehr? Fremdheit und Teilwissen allenthalben, und das hat bei uns im deutschen Kulturraum seine besondere Tradition. Den Gründen nachzugehen ist hier nicht der Ort, doch sie sind bekannt und hängen mit unserem Spanien- und Lateinamerikabild zusammen[2]. In der Tat war von einer lateinamerikanischen Kultur in unseren Breiten bis vor wenigen Jahren öffentlich kaum die Rede. Unser Bildungskanon hat zusammen mit Spanien und Portugal auch gleich deren ehemalige Kolonien kurzerhand ausgeblendet Ein weiterer Grund dafür ist der Umstand, dass sowohl im kolonialen Spanisch-Amerika wie auch im kolonialen Brasilien die kulturelle Oberschicht vornehmlich fremdorientiert war, zu den Mutterländern hin zuerst, später nach England, Frankreich und den USA. So haben unsere westlichen Kulturen, später gelegentlich auch die fernöstlichen, in Lateinamerika so stark eingewirkt, dass man hier wie dort an einer kulturellen Eigenständigkeit jenes vermeintlich europäischen Ablegers zunächst zweifelte. Dabei wurde übersehen, dass die Originalität dieser Kulturen seit der Kolonialzeit just in der übergreifenden Rezeption und in der Synthese der von aussen kommenden Einflüsse sowie in deren Verschmelzung mit dem Eigenen liegt. Das Stichwort dazu lautet, wie gesagt, Mestizierung.

Was und wieviel von diesem kulturellen Schaffen ist bei uns wahrgenommen worden? Die Präsenz lateinamerikanischer Künstler und Schriftsteller war in Europa bis nach dem Zweiten Weltkrieg bedeutungslos. Erst danach begann ein Rezeptionsvorgang, der im Sog Frankreichs, Italiens, Englands und der USA auch unseren Sprachraum erfasste. Der eigentliche Durchbruch ist in den achtziger Jahren erfolgt. Es hat sich gewissermassen – nach Columbus und nach Humboldt – eine dritte Entdeckung Amerikas ereignet. Sie ist möglich geworden dank hervorragend gemachter Texte, die Westliches mit Amerikanischem so verbinden, dass sie den Europäern noch zugänglich sind und ihnen doch zugleich exotisch genug vorkommen. Die dem Roman ebenbürtige Lyrik hat nur deshalb nicht im selben Masse ausgestrahlt, weil Texte dieser Gattung sich nur schwer in andere Sprachen transponieren lassen[3]. Doch nicht die Rezeption und Präsenz lateinamerikanischer Kulturerzeugnisse unter uns ist jetzt das Thema, sondern die gesellschaftlichen Rollenspiele der Literatur in jenen von wirtschaftlichen und sozialen Nöten so arg geplagten Gesellschaften[4]. Hat der kulturelle Erfolg nicht auch in anderer Hinsicht Folgen gehabt? Sehen wir näher hin.

Jorge Luis Borges. Photo: Isolde Ohlbaum

### Literatur und kulturelle Identität

Weshalb kommt der identitätsstiftenden Funktion von Literatur in Lateinamerika eine so grosse Bedeutung zu? Trotz der Gunst der Sprachsituation ist das Bewusstsein einer kulturellen Zusammengehörigkeit erst zu Beginn unseres Jahrhunderts erwacht. Die nach 1810 entstehenden jungen Republiken waren nicht viel mehr als rhetorisch zusammengehaltene, streitsüchtige Territorien nach aussen und auf Eigennutz bedachte Ausbeutergesellschaften im Inneren. Dass ein so gewaltiges Gebiet trotz seiner topographischen und klimatischen Vielfalt und bei einer rassisch so durchmischten Einwohnerschaft zu einer gemeinsamen kulturellen Identität finden konnte, ist das Ergebnis eines Prozesses, bei dem die Literatur die entscheidende Rolle spielte. Sie hat auf übernationaler Ebene eine identifizierende Funktion erfüllt, wie sie in solchem Ausmass auf keinem anderen Kontinent zu beobachten ist. Die Literatur hat dort – gleichermassen wie die Sprache auf der Kommunikations-

ebene – kraft ihrer symbolhaften Mittlerfunktion für die kollektive Verständigung eine herausragende Bedeutung gewonnen. Die Literatur bietet dem Lesenden, und sei es auch nur eine Minderheit, gewissermassen Schaugläser, die bei richtiger Einstellung der Optik Wesentliches über den Nachbarn erkennen lassen, zum Beispiel auch Gemeinsamkeiten und damit – wie in unserem Fall – Ansätze einer subkontinentalen Identität. In diesem Fall darf man getrost von einem konkreten sozialen Nutzen der Literatur sprechen.

### Literatur als Protest

Neben der identifizierenden Rolle verleiht in Lateinamerika – mehr als andernorts – die enthüllende, denunzierende Funktion der Literatur eine besondere Bedeutung. Angesprochen ist der literarische Realismus, verstanden als Aufklärung verschwiegener, verdrängter Missstände. Solche wurden überall und seit je durch die Schriftsteller offengelegt, und es geschah stets im Namen jener dialektischen Moral, mit welcher der Realismus sich legitimiert: Übles und Schlechtes werden weder aus Bosheit noch zur Ergötzung enthüllt, vielmehr zur Abschreckung und als Antrieb zur Behebung solcher Zustände, als Anstiftung also zur ethischen Tat, die Abhilfe schafft.

*Übles und Schlechtes werden weder aus Bosheit noch zur Ergötzung enthüllt, vielmehr zur Abschreckung und als Anstiftung zur ethischen Tat, die Abhilfe schafft.*

In diesem letzteren Sinne ist in Lateinamerika im Anschluss an den sogenannten regionalistischen Roman der zwanziger Jahre unseres Jahrhunderts eine sozialkritische Literatur entstanden, die in der Tat jene Schichten der Wirklichkeit freilegte und blossstellte, die vom offiziellen Sektor jener Gesellschaften nicht wahrgenommen oder verdrängt worden waren. Die realistische Literatur Lateinamerikas hat ihre Kritik vor allem drei Bereichen zugewandt: dem Elend der sozialen Randgruppen, der kolonialen Vergangenheit sowie den Kämpfen um politische Macht. Aus dem zornigen Schrifttum der Realisten haben sich entsprechende Sektoren der Gesellschaft als eigentliche Sündenböcke herausgeschält. Zunächst die semi-feudalen Einrichtungen der Hacienda und der Plantagenwirtschaft, auch die Ausbeutung der Minenarbeiter, beides im starken Sog der Oktoberrevolution in Russland und damit des Marxismus. Sodann ergab die früh einsetzende Bedrängung der Naturvölker in den tropischen Wäldern, sei es der Edelhölzer, sei es des Kautschuks wegen, einen für natursensible Europäer besonders emotionalen Denunziationsstoff. Nicht minder gefühlsträchtig und mit der alten spanienfeindlichen Schwarzen Legende verwoben sind die Stoffe aus der eigenen Historie: Eroberung, Kolonisation, Befreiungs- und Bürgerkriege. Und zum dritten haben die politischen Unsitten zu einer langen Reihe von Diktatorenromanen geführt, zum Teil aus der Feder namhafter Autoren.

Indes, der Antrieb für das realistische Schreiben über solche Themen – es sind übrigens nach wie vor die Plagen der Dritten Welt – mochte noch so menschenfreundlich sein, es bewirkte so gut wie nichts. Freilich gibt es realistische, indigenistische Werke von hohem Rang, z. B. *Ciro Alegrías* «El mundo es ancho y ajeno» (1941; «Die Welt ist gross und fremd», 1980) oder *José María Arguedas'* «Los ríos profundos» (1958; «Die tiefen Flüsse», 1965). Sie verdanken jedoch ihre anhaltende Wirkung der nuancierten, ambivalenten Darstellung der Zustände, also literarischen Qualitäten, und üben ihre denunzierende Kraft nur mittelbar aus. Das Aufflackern historisierender Belletristik in Lateinamerika entspricht der weltweit zu beobachtenden Hinwendung zur neuen Geschichtlichkeit. Das Interesse für historische Lebensformen, sei es als Gruselkabinett, sei es als Surrogat für sonst nicht mehr auffindbare Exotik, sei es als Utopie, hat sich im Sog der Leserwünsche auch in der Belletristik niedergeschlagen. Ein besonders breites und junges Publikum wurde angesprochen von dem protestierenden Tenor in drei aus alten Chroniken und autochthonen wie fiktionalen Texten zusammengestellten Anthologien mit dem sprechenden Titel «Memoria del fuego» (1982–1986; dt. «Erinnerung an das Feuer», 1983–1988) des Uruguayers *Eduardo Galeano*. Mit diesem verbalen Feuerbrand werden geballte Ladungen von Emotionen gezündet, wobei allerdings mit dem Zorn zugleich Hoffnungslosigkeit aufkommt, denn einmal mehr richten sich die Schuldzuweisungen zumeist an Vergangenes, an die unveränderbare Geschichte. Als Beispiel für den historischen Roman stehe hier allein der Bericht von

*Fernando del Paso* über die traurige Episode um Maximilian von Habsburg in Mexiko («Noticias del Imperio», 1987; «Nachrichten aus dem Imperium», 1996). Im Zuge der dritten Stossrichtung der lateinamerikanischen Protestliteratur, jener gegen die gesellschaftlichen, insbesondere die politischen Zustände gerichteten, sind ausgesprochen revolutionäre Agitationstexte entstanden, aber auch glänzende Satiren, besonders über die Diktatoren. Als brillantes Beispiel sei das Buch «El recurso del método» (1974; «Die Methode der Macht», 1989) des Kubaners *Alejo Carpentier* genannt. Ferner ist als neueres Vehikel der Anklage die sogenannte Dokumentarliteratur in Erscheinung getreten, etwa das ergreifende Buch «Hasta no verte, Jesús mío» (1969 «Allem zum Trotz ... Das Leben der Jesusa», 1982), wo die Mexikanerin *Elena Poniatowska* den Armen Mexikos ihre Stimme leiht.

### Literatur als Selbstbehauptung

Nun darf eine andere, neuere Entwicklung der Kultur in Lateinamerika nicht unerwähnt bleiben: Jener Erfolg der Gegenwartsromane, der in den späten fünfziger Jahren einsetzte und über alle Grenzen hin ausstrahlte. Er hat die kulturelle Präsenz jenes Kontinents weltweit bewusst gemacht. Die Texte dieser Erfolgsphase entwerfen zwar ein keineswegs lichteres Bild als das realistische Romanschaffen der vorausgegangenen Jahrzehnte, doch nun besieht sich der Erzähler die Zustände nicht länger aus der Optik des protestierenden Realisten, vielmehr entdeckt er in ihnen den Grund und gleichzeitig die allgegenwärtige Manifestation einer *conditio humana,* die zwar keine sichere Hoffnung kennt, aber eindringlich aus der Erniedrigung heraus ihre Würde einfordert. Der Einzelne – es ist nun nicht mehr bloss der Entrechtete – wird in seinem Ausgesetztsein gegenüber den undurchschaubaren Verhältnissen als Gleichnis gesetzt für die metaphysische Ausweglosigkeit der Existenz. Die Frage nach der Veränderbarkeit dieser Realität ist nicht mehr nur politisch gestellt, und den zeitgenössischen Romancier interessiert eine Schuldzuweisung in ihrer Vordergründigkeit nicht länger. Seine Helden müssen an dieser Welt leiden, nicht weil sie besonders edel und die anderen zu niederträchtig wären, sondern weil ihre Vorstellung vom gemeinmenschlichen Sinn der Existenz so hoch zielt, dass sie in der gesellschaftlichen Praxis unerfüllt bleiben muss. Diese Romanfiguren messen die Welt nicht an einem privaten Glücksideal, vielmehr fragen sie provokatorisch nach dem Sinn ihres Daseins, halten diesem ihr Suchen wie eine leere Form entgegen, auf dass sie sich fülle. Und Leere ist hier kein Negativum, denn sie bedeutet gleichzeitig Öffnung, Ahnung für eine sinngebende Würde des Lebens.

*Der gebildete Lateinamerikaner ist in einem staunenswerten Masse über das Geschehen in den Weltkulturen orientiert, besser als der durchschnittliche Bildungsbürger in Europa.*

Grösse in diesem zugleich desperaten wie utopischen Sinn schildern, inmitten der kaum mehr zu ordnenden Realität, eine lange Reihe bedeutender Autoren, von *João Guimarães Rosa* (1908–1967) bis *Alvaro Mutis* (*1923), über *Juan Carlos Onetti* (*1909), *Ernesto Sábato* (*1911), *Clarice Lispector* (1917–1977), *Augusto Roa Bastos* (*1917) und viele andere mehr. Dass die inzwischen keineswegs besser gewordene Realität eine mediale, instrumentale Rolle spielt, das zeigt sich mit aller Deutlichkeit seit den sechziger Jahren, seitdem vielen die künstlerische Verarbeitung eines nach wie vor skandalösen Stoffes zur schicksalshaften Transparenz gelungen ist, in einzelnen Fällen bis zur Perfektion. Die Gesamtheit dieser innovierten Werke bildet ein Corpus, das man als den Neuen Roman Lateinamerikas bezeichnet, als «Novela nueva». Einzelne dieser Autoren haben Bücher geschrieben, die zu Weltbestsellern geworden sind. Einige von ihnen haben den sogenannten Boom hervorgebracht. Gemeint sind Werke des Argentiniers *Julio Cortázar* (1914–1984), der Mexikaner *Juan Rulfo* (1918–1986) und *Carlos Fuentes* (*1928), des Kolumbianers *Gabriel García Márquez* (*1928) und des Peruaners *Mario Vargas Llosa* (*1936). Alle diese Autoren, nicht nur die zuletzt genannten, haben – jeder auf seine Weise – eine Erzähltechnik angewandt, die souverän und wie selbsttätig den Stoff zur Preisgabe seines letzten Gehaltes bringt.

Das Ereignis ist kulturell deshalb so bedeutsam, weil diesen neuen Romanen eine überwältigende Binnen- und Aussenrezeption zuteil wurde. An diesem Phänomen lässt sich eine Funktion von Literatur ablesen, die wir Projektion nennen können. In der Tat: Der geschilderte Welterfolg der neuen Literatur hat zum Selbstbewusstsein

der Kulturregion Wesentliches beigetragen. Solches Schreiben ist engagiert, sofern damit die Reflexion über den Zustand dieser Welt und dieser Gesellschaften gemeint ist. Dazu gehört auch die Utopie, und zwar ebenso die projizierende, die Leuchttürme im Meer der Wirklichkeit baut, wie die destruierende, die als Satire das Bestehende zersetzt.

### *Literatur und Utopie*

In der Tat wurde die utopische Funktion von der lateinamerikanischen Literatur – nicht nur von der neueren – in hohem Masse wahrgenommen. Das Schisma zwischen idealem Entwurf und seiner praktischen Umsetzung ist wohl auch der Grund für dessen Ineffizienz, die im Gefälle zwischen den Reformentwürfen und dem bedauerlichen Realzustand jener Gesellschaften einen nach wie vor dramatischen Ausdruck findet. Wäre nicht gar zu vermuten, dass just die bloss literarisch ausgeprägte utopische Dimension ein Grund dafür ist, dass in Lateinamerika die Umsetzung solcher Visionen in die Praxis des politischen Handelns nie möglich war? Die Höhenflüge der Imagination und der Phantasie, der Kult des Magisch-Irrealen, haben sie etwa die nicht-realistische und damit gerade die beste Literatur weitgehend abgekoppelt von der Ebene praktischen Handelns? Solche Gedanken führen zurück zu der im Titel dieser Ausführungen gestellten Frage.

Literatur kann durchaus auch angesichts des Elends gedeihen und hat auch dort mehrere Funktionen. An wenigstens eine der beschriebenen Rollen von Literatur glaubt die Intelligenz eines jeden Landes. Und selbst wenn diese eine hauchdünne und zudem eine stark migrierende ist, entsteht dank Luftverkehr, dank Druckerzeugnissen, dank Radio und Fernsehen, auch dank der weiten Verbreitung *einer* Sprache, jene kritische Masse an schöpferischer wie rezipierender Potenz, die hinreicht. Die riesigen Entfernungen verhindern nicht länger, dass die Interessierten wie die Interessanten am nationalen wie am internationalen Kulturdiskurs teilnehmen und teilhaben können. Die in früheren Zeiten fatale Vereinsamung der Menschen in diesen unvorstellbaren Weiten – man lese dazu etwa den ergreifenden Roman «Zama» (1956; «Und Zama wartet», 1967) des Argentiniers *Antonio Di Benedetto* – ist einem selbstbewussten Wir-Gefühl gewichen, auch wenn dieser kulturelle Diskurs noch immer in demographisch höchst verdünnten Kreisen vor sich geht. Vermutlich gibt es keine andere Region in der Welt, wo der kulturelle Sektor so hoch und der soziokulturelle Unterbau gleichzeitig so wenig entwickelt ist. So drängt sich die Frage «Kann Kultur im Elend gedeihen?» um so nachdrücklicher auf.

*Schliesslich schuf die Literatur als Vermittlerin von Utopien auch Visionen: neue Horizonte sind allemal sichtbar geworden.*

Nach dem bisher Gesagten sind die folgenden Schlüsse erlaubt: Die Kultur, in unserem Fall verstanden als verschriftlichte Literatur, hat ihr mehrfaches Rollenspiel erfüllt. In ihrer identitätsstiftenden Funktion hat sie sich bewährt, wohingegen sie sich in ihrer denunzierenden Funktion beim Thema Unterentwicklung als ineffizient erwies, aber immerhin das Vergessen geschehenen Unrechts verhindert hat. In ihrer projizierenden Funktion, mit dem Rezeptionserfolg also, hat die fiktionale Literatur ein kulturelles Selbstwertgefühl geschaffen, das dem endemischen Minderwertigkeitskomplex erfolgreich entgegenwirkt, übrigens nicht nur bei den kulturell Aktiven. Auch dies eine nicht zu unterschätzende Rolle. Schliesslich schuf die Literatur als Vermittlerin von Utopien auch Visionen, und selbst wenn sie sich in der Unverbindlichkeit der Verwirrspiele gleich selbst aufgelöst haben sollten, sind neue Horizonte allemal sichtbar geworden. So darf man insgesamt folgern, dass die Kultur, und besonders die Institution Literatur in den lateinamerikanischen Gesellschaften gedeihen, weil ihnen eine herausragende öffentliche Bedeutung zukam und noch immer zukommt, obschon – und weil – sie sich den chronisch unausgewogenen Zuständen entgegenstellt. ✦

**Johann Ulrich Schlegel,** geboren 1948, ist Historiker (Dr. phil.) und Jurist (lic. iur.). Nach langjähriger Tätigkeit als Mittelschullehrer für Philosophie und Deutsch juristische Praxis als Berichtsauditor. Juristischer Sekretär in der Erziehungsdirektion des Kantons Zürich, sodann Rechtskonsulent einer Grossbank, publiziert zu historischen und wirtschaftlichen Themen.

# Der Eroberungsfeldzug der USA gegen Mexiko 1846

*In der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts brodelte ein latenter Konflikt zwischen den USA und Mexiko. Texas umfasste ein gewaltiges Gebiet, etwa so gross wie Frankreich, und gehörte Mexiko. Aber die mexikanische Regierung war fern, und leichtsinnig genug liess sie aus dem Norden riesige Heerscharen von Amerikanern ins Land herein. Die Bedingung war bloss, dass diese Farmer katholisch sein, den mexikanischen Gesetzen gehorchen und sich gut aufführen sollten. Natürlich waren nur wenige Amerikaner katholisch, aber wenn einer ein nicht allzu borniertes Gewissen hatte, wurde er eben für eine Stunde katholisch, um die Bescheinigung zu erhalten. Dann sah er jahrelang keinen einzigen mexikanischen Beamten mehr. Eine schöne Farm in so fruchtbarem Klima war gewiss eine Messe wert.*

Um 1830 schliesslich lebten in Texas wenige tausend Mexikaner, aber zwanzigtausend Amerikaner. Neben den natürlichen Gegensätzen zwischen Angelsachsen und den spanisch geprägten Mexikanern kam hinzu, dass die nordischen Einwanderer ihre Negersklaven mitbrachten. Mexiko aber hatte die Sklaverei abgeschafft. Rasch war genug Konfliktpotential vorhanden, ein künftiger Krieg praktisch vorprogrammiert.

In der Tat gaben sich denn auch die nordamerikanischen Texaner eigenmächtig eine eigene Verfassung amerikanischen Zuschnitts. Ihre Fahne versahen sie mit einem einzigen Stern. Das hatte Signalcharakter. Sie baten Washington um Aufnahme in die Union.

In Amerika redet man nicht gerne von Eroberung und von Weltherrschaft. Der Schleier frommer politischer Mystik legt sich über die wirklich bedeutsamen, strategischen Ziele. So sagt der Amerikaner lieber, es sei das offenbare Schicksal des Volkes der USA, den ganzen Kontinent zu zivilisieren. Das geflügelte Wort hierfür wurde *Manifest Destiny.*

Die USA standen in der Phase stürmischer, sehr expansiver Entwicklung. Ihre energische Tüchtigkeit machte sie aggressiver und somit gefährlicher im Hinblick auf Eroberungsfeldzüge als die viel ruhigere, in sich gekehrte Kultur Mexikos. Die US-Wirtschaft blühte. Noch aber lehnte ein weiser, zurückhaltender Senat eine Annexion von Texas ab. Die Gegner der Sklaverei in den USA sahen in der Einverleibung eines so grossen Gebietes, das durch die ausgezeichneten Verhältnisse seines Klimas die Verwendung von Sklaven nur begünstigte, eine grosse Gefahr.

Im Lager der Befürworter befanden sich die Landhungrigen des Westens, die an das *Manifest Destiny,* die Vorsehung der Vereinigten Staaten, glaubten, die Sklavenhalter des Südens, die in den Texanern mögliche Verbündete witterten sowie die Bodenspekulanten und die Inhaber texanischer Wertpapiere, welche durch eine Annexion im Kurs steigen würden.

## Der US-Präsident James K. Polk als Initiant des Krieges

*James Knox Polk,* der Demokratenpräsident, der in dieser Zeit, 1845, sein Amt antrat, klammerte das Problem des Gegensatzes zwischen Sklavenstaaten und freien Staaten aus. Aber die Expansion und *Manifest Destiny* hatte er sich ins Programm geschrieben. *Polk* war hart, fromm, ein unbeirrbarer Patriot, und er wollte die USA sich von Ozean zu Ozean erstrecken lassen. Das bedeutete, dass Mexiko nicht nur Texas, sondern auch Kalifornien weggenommen werden sollte. Am Ende wurde es noch mehr. Aber Krieg bedeutete das in jedem Fall.

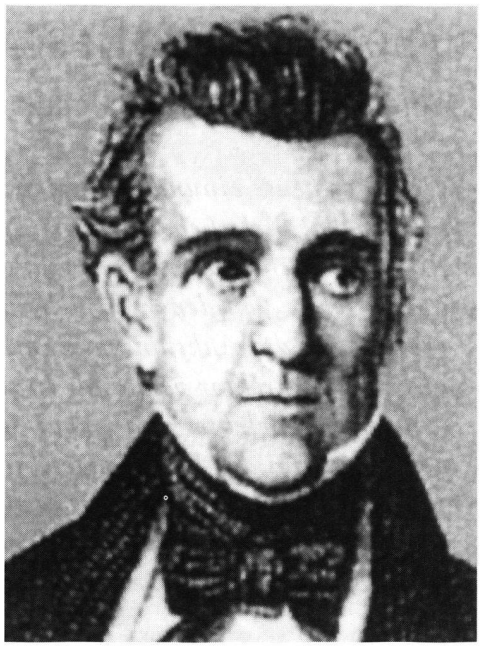
*Polk* hatte die Annexion klar befürwortet. Aber selbstverständlich war er auch wieder so schlau, nicht direkt von Krieg zu sprechen, und sollte es dann wirklich so weit sein, dann hatte ebenso selbstverständlich die andere Seite diesen angezet-

telt. *Polk* verfügte über das Talent zu spüren, was mindestens der stimmgewaltigste Teil der Bevölkerung wünschte. Damit hatte er seine Wahl gewonnen. Wenig liebenswürdig, humorlos, misstrauisch, selbstgerecht und engstirnig, verachtete er alle Eitelkeiten der Welt. Trinken und Tanzen waren im Weissen Haus verboten. *Polk* war kein Präsident, der glänzte, aber er war einer, der grosse Entwicklungen bewirkte und mit grossem Geschick beschleunigte. Mit zielstrebiger Sicherheit bereitete er den Feldzug gegen Mexiko vor. Als erstes umging er den widerstrebenden Senat. Er liess die Annexionsresolution kurzerhand in einer Sitzung beider Häuser des Kongresses annehmen. Denn dazu genügte die einfache Mehrheit.

Mexiko brach hierauf die diplomatischen Beziehungen zu Washington ab. *Polk* griff in die kriegspolitische Trickkiste. Ein nebensächlicher Grenzstreit war gerade willkommen; er wurde zum Kriegsanlass hochstilisiert. *Ulysses S. Grant,* der spätere Oberbefehlshaber *Abraham Lincolns* im Sezessionskrieg, berichtete, wie damals an die Truppe der Auftrag ergangen sei, *«ein Gefecht in der Weise zu provozieren, dass Mexiko die erste Kriegshandlung vornehmen musste». «Die Mexikaner»,* informierte nun der US-Präsident, *«vergossen amerikanisches Blut auf amerikanischem Boden.»* Hierauf erklärte der Kongress am 13. Mai 1846, dass *«infolge des Verhaltens der Republik Mexiko der Kriegszustand herrsche».* Natürlich waren die Amerikaner die Stärkeren. Im September 1847 zogen sie in Mexiko City ein.

### Der Raubkrieg als Recht der Natur

Die Opposition gegen die Annexionspolitik und den Krieg war in den USA selbst nie verstummt. So schrieb eine amerikanische Zeitung: *«Kein Angreifer in Europa und Asien hat je Argumente gebraucht, so falsch und heuchlerisch wie jene, mit denen wir unseren Angriff gegen Mexiko zu rechtfertigen versuchen.»* Der amerikanische Historiker *Bernard Devoto* schrieb: *«In vielen und den meisten Beziehungen, in denen dieser räuberische Angriff betrachtet werden kann, ist er Unrecht bis zum Monströsen.»* Noch kurz vor dem Ende des Krieges beschloss das Repräsentantenhaus in Washington mit knapper Mehrheit, dass



James Knox Polk

der Krieg *«unnötigerweise und verfassungswidrig vom Präsidenten der Vereinigten Staaten begonnen worden»* sei. Aber *Polk* hatte gesiegt. Und ein Sieger ist noch immer so schwer anzugreifen, wie ein Verlierer leicht zu verurteilen ist. Wieder wird *Manifest Destiny* bemüht. *Devoto* schrieb: *«Immerhin scheint der Angriff der Verwirklichung eines umfassenderen Planes der Vorsehung zu dienen, welche darauf abzielt, die Macht und Einsicht der zivilisierten Nationen über die ganze Erde zu verbreiten, auch in solchen Gebieten, welche zur Bewegungslosigkeit verurteilt schienen, und so dem Fortschritt der Wissenschaft und Künste Bahn zu brechen; und Waffen scheinen das einzige Mittel zu sein, durch welche dieses grosse Streben nach Einheit unter den Nationen erfüllt werden kann.»*

Polk griff in die kriegspolitische Trickkiste. Ein Grenzstreit war gerade willkommen; er wurde zum Kriegsanlass hochstilisiert.

Objektiv betrachtet muss man aber den amerikanisch-mexikanischen Krieg von 1846 bis 1848 klar als Raubkrieg bezeichnen. Die fromme politische Siegermystik einer Vorsehung ist nur ein dürftiger Schleier.

Entsprechend der Stärke des Siegers fiel der Friede, der am 2. Februar 1848 in Guadalupe Hidalgo mit Mexiko geschlossen wurde, praktisch als Diktat der USA aus: Mexiko musste nicht nur Texas abtreten. Es verlor auch Kalifornien, Neu Mexiko, Arizona, Nevada, Utah sowie Teile von Colorado und Wyoming. Die Hälfte des Staatsgebietes Mexikos wurde amputiert und den USA einverleibt. Der Rio Grande wurde neue Grenze zu Mexiko. Die USA erlangten das Gebiet von Ozean zu Ozean, und sie konnten ihr Territorium um über ein Drittel vergrössern.

In der Folge vermehrten sich zwar die mässigenden Stimmen in Washington, doch bis heute muss, aller gutnachbarlichen Verträge zum Trotz, der amerikanisch-mexikanische Krieg als Ursprung aller späteren Spannungen zwischen beiden Ländern angesehen werden. ✦

Jürg Wille

# Ecuadorianische Bestattung

## Jürg Willes Erinnerungen «Gelebtes und Gehörtes»

*Jürg Wille, der heute einundachtzigjährige Enkel von General Ulrich Wille, hat viele Leben geführt. 10 Jahre lang war er Instruktionsoffizier der Schweizerischen Armee (1939 bis 1949), 20 Jahre Textilindustrieller, von denen er mehrere in Ecuador verbrachte. 1969 gründete er das Auktionshaus Sotheby's / Schweiz, dem er bis 1986 als Generaldirektor vorstand. In seinen autobiographischen Aufzeichnungen «Gelebtes und Gehörtes» sind neben den Erinnerungen an seine Arbeit und der Familiengeschichte vor allem Willes Aufzeichnungen zu den in Südamerika verbrachten Jahren von hohem anthropologischem und kulturhistorischem Wert. In dem nachfolgenden Textauszug schildert der Autor die Vorbereitung einer Bestattung in Ecuador.*

Diese Woche war wieder Carneval hier, und wir waren Zeugen eines gewaltigen Kulturfortschritts: statt des früher üblichen Wasserspiels – jedermann wurde im Haus, Garten oder Strasse unweigerlich mit Wasser, oft sogar gefärbtem Wasser, bespritzt oder begossen, besonders unangenehm im Auto, wenn man am Verkehrslicht stehen bleiben musste und eine Tür nicht verriegelt oder ein Fenster gar offen war – heuer also statt dessen ein hübscher Blumenkorso wie in anderen Ländern – und doch möchte man sagen «leider». Ähnlich ist es auch am Aschermittwoch; bisher kamen die Frauen an diesem Morgen mit einem Aschepunkt auf der Stirne, vom Priester mit einem in Asche getauchten Weinzapfen aufgedrückt als Zeichen, dass man in der Frühmesse Busse getan hatte. Heuer ist dieser alte Brauch verschwunden – schade.

Dafür hörten wir dieser Tage von einem ganz uralten Brauch im Norden des Landes in der Gegend von Otavallo und Ibarra: Stirbt dort auf einer Hacienda ein Indio, Peon (= ein Knecht) der Hacienda, wird die Leiche wie eine Mumie mit Tüchern und Bändern so fest bandagiert, dass sie vollkommen steif ist und nur das Gesicht unverhüllt bleibt. Dann kommt die Leiche in einen Sarg, dessen Boden seitlich wegschiebbar ist. In der Nacht nach dem Tod tragen die Angehörigen den Toten in den Innenhof des Hauses. Dort ist immer ein Säulenumgang einerseits, aber auch immer ein grosses Steinkreuz in der Mitte des Hofes – beides eine Analogie zu klösterlichen Innenhöfen. Der Tote kommt nun vor eine weisse Wand genau gegenüber vom Hofaustritt des Patrons, wenn dieser morgens aus seinen Zimmern im Hausinnern kommt. Weiter muss der Platz so gewählt sein, dass das Kreuz zwischen dem Toten und seinem Herrn steht. Fackeln beleuchten den Hof, der Tote steht jetzt ohne Rückbrett direkt vor der weissen Wand. Man hört den Patron kommen, der Sarg wird weggenommen und jetzt verneigt sich der beleuchtete Tote (irgendwie unsichtbar bewegt) dreimal Abschied nehmend vor seinem Herrn. Dann werden die Fackeln gelöscht, und der Sarg wird im Dunkeln mit Jammern und Murmeln der Angehörigen zur Bestattung im Morgengrauen getragen. ✦

*Der Dank der Redaktion für die freundliche Abdruckgenehmigung gilt Jürg Wille und dem Verlag Rudolf Mühlemann. Jürg Wille, Gelebtes und Gehörtes, Verlag Rudolf Mühlemann, Wolfau-Druck, Weinfelden 1996.*